ins

In der Dämmerstunde.

Von

Wilkie Collins.

Aus dem Englischen.

Autorisirte Ausgabe.

Erster Band.

Berlin, 1874.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

Vorwort.

Ich habe mich bemüht, die verschiedenen Erzählungen, welche in diesem Buche enthalten sind, so aneinander zu reihen, daß sie das Interesse des Lesers fesseln müssen, denn sie sind neu, wahr und überraschend! Die Blätter, welche von „Leah's Tagebuch" handeln, bilden gleichsam den Rahmen der ganzen Sammlung dieser Erzählungen.

In diesem Theile des Buches, wie auch in den Einleitungen der einzelnen Geschichten, hatte ich die Absicht, den Leser einen Einblick in das Leben der Künstler nehmen zu lassen; ich habe sorgfältige und

gern gepflegte Studien zu diesem Zwecke gemacht und denselben auch schon im „Verstecken und Finden“ einen Ausdruck gegeben.

Diesmal beabsichtigte ich nun, die Sympathie des Lesers für die Leiden und Freuden eines armen „reisenden Porträt-Malers“ zu erregen; dargestellt von seiner Frau, unter dem Titel „Leah's Tagebuch“, und auch theilweise in den Einleitungen zu den Erzählungen, von ihm selbst.

Diese beiden Theile des Buches habe ich etwas scharf begrenzt. An „Leah's Tagebuch“ soll man erkennen, daß dasselbe nur in den Mußestunden, welche die Sorge für den Haushalt übrig ließ, geschrieben wurde; und in den Einleitungen, aus der Feder des Malers, ist auch nur soviel enthalten, wie ein bescheidener und zartfühlender Mann über sich selbst und über die Charactere, die ihm auf seinen künstlerischen Reisen begegneten, sagen mag: Wenn es mir nun gelingt, durch diese einfache Art verständlich zu werden und daneben durch die verschiedenen Erzählungen ein vollständiges Ganze zu bilden, so werde ich ein mir seit langer Zeit vorgestecktes Ziel erreichen.

Ueber die einzelnen Erzählungen erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die Lady von Glenwith Grange hier zum ersten Male gedruckt erscheint, daß jedoch die andern bereits in den Household Words gedruckt sind. Ich spreche hier gleich Mr. Charles Dickens meinen tiefgefühltesten Dank aus, daß er mir erlaubte, sie in den Rahmen dieses Buches mit einzufassen. Gleichzeitig spreche ich dem Künstler, Herrn W. S. Herrick, meinen Dank aus, für die Erzählungen: „das entsetzliche fremde Bett“ und „die gelbe Maske“, zu denen ich durch seine Mittheilungen gelangt bin.

Obgleich diese Erklärungen Manchem, an dieser Stelle, überflüssig erscheinen mögen, der mich kennt, so möchte ich doch nicht den Schein auf mich laden, daß ich mich mit fremden Federn schmücken will. —

Der Umstand, daß die Ereignisse in den hier vorliegenden Erzählungen schon in andern Blättern und die handelnden Personen ebenfalls schon bekannt sind, mag vielleicht den Verdacht erregen, daß die Erzählungen selbst nicht Originale sind. Aber der Leser, welcher mich mit seiner Aufmerksamkeit beehrt,

kann sich darauf verlassen, daß er nur meine literarischen Nachkommen unter Händen hat.

Die Kinder meiner Phantasie sind gewiß nicht immer frei von Schwächen und bedürfen zuweilen einer führenden Hand, die sie in die große Welt geleitet, aber sie sind meine eigenen Kinder im weitesten Umfange dieses Begriffs. —

Die Mitglieder meiner literarischen Familie sind in der That so weit verbreitet, daß meine eigenen Vorstellungen wohl von erborgten zu unterscheiden sein werden; — denn ich habe nie irgend Etwas durch den Buchhandel veröffentlicht, das nicht auch mein bestimmtes Eigenthum gewesen wäre.

Blätter aus Leah's Tagebuch.

Am 16. Februar 1827. — Der Doctor ist nun zum dritten Male gerufen worden, um die Augen meines Mannes zu untersuchen. Gott sei Dank, es ist nicht zu befürchten, daß mein armer William sein Augenlicht verlieren wird, vorausgesetzt daß er dasselbe, nach ärztlichem Ausspruche, nicht anstrengt. Der Arzt verlangt, daß mein Mann in den nächsten sechs Monaten nicht arbeite, das ist in unsern Verhältnissen sehr schwer zu befolgen. Es ist das unabänderliche Urtheil zu Armuth und Noth! Doch wir müssen uns geduldig darin ergeben, denn nur diese Schonung seiner Augen wird meinen Mann vor dem trostlosen Zustande der Blindheit zu retten vermögen.

Ich werde muthig ausharren, das fühle ich, seitdem wir nun das Schlimmste wissen. Werde ich aber auch für meine Kinder sorgen können? Ja, ja ich hoffe es; denn es sind ja nur zwei. Zum ersten Male seit meiner Verheirathung, mache ich die traurige Bemerkung: ich bin froh, daß es nur zwei sind!

Am 17. Gestern Abend, nach dem ich William so gut als möglich über die Zukunft getröstet hatte, und nachdem er dann ruhig eingeschlafen war, ergriff mich der furchtbare Verdacht, daß der Arzt uns vielleicht das Schlimmste verschwiegen habe; denn es ist bekannt, daß die Aerzte ihre Patienten sehr oft über den wahren Zustand ihrer Leiden im Unklaren lassen. Ich finde, es ist dies eine falsche Herzensgüte.

Ich konnte meine Unruhe nicht überwinden und beschloß, heute heimlich den Doctor zu besuchen. Ich fand ihn auch glücklicher Weise zu Hause und in wenigen Worten hatte ich ihm die Ursache meines Besuchs mitgetheilt.

Er lächelte, nachdem er mich angehört hatte, beruhigte

mich und versicherte, daß er uns die volle Wahrheit gesagt habe.

Um aber noch mehr Gewißheit zu erlangen, fragte ich noch einmal, das Aergste ist also überwunden, wenn mein Mann seine Augen sechs Monat schonen und ihnen vollkommene Ruhe gönnen wird?

„Ja, so ist es," erwiderte der Doctor. „Lassen Sie Ihren Mann nie zwei Stunden nach einander ohne den grünen Augenschirm, sonst nimmt die Entzündung zu, und ich wiederhole noch einmal, daß er seine Augen durchaus nicht gebrauchen darf! Er darf weder Bleistift noch Pinsel berühren, darf auch keine Bestellung auf Bilder für die nächsten sechs Monat annehmen. Erinnern Sie sich wohl daran, Mistreß Kerby, daß ich Ihren Mann warnte, die beiden angefangenen Portraits zu vollenden als seine Augen anfingen, schwach zu werden? Er folgte aber nicht, und dies ist die Ursache des Uebels, welches wir jetzt bekämpfen wollen."

„Ich erinnere mich wohl daran," antwortete ich. „Doch was bleibt einem armen herumziehenden Portraitmaler, wie mein Mann einer ist, zu thun übrig?"

„Haben Sie keine anderen Hülfsquellen, kein anderes Geld, als was Herr Kerby mit der Malerei verdient?“ fragte der Doctor theilnehmend.

„Nein,“ sagte ich niedergeschlagen und dachte dabei an die Rechnung für seinen ärztlichen Beistand.

„Verzeihen Sie, oder vielmehr schreiben Sie es meiner Theilnahme für Ihr Unglück zu, wenn ich mir nun die Frage erlaube, ob Mister Kerby ein reichliches Einkommen von der Ausübung seiner Kunst hat,“ sagte der Doctor, indem er etwas beunruhigt auf mich blickte; und bevor ich noch antworten konnte, setzte er hinzu: „Sie nehmen doch gewiß nicht an, daß ich aus bloßer Neugierde frage?“ Ich fühlte bestimmt, daß er nur edele Beweggründe zu der Frage habe und antwortete auch mit vollständiger Offenheit: „Mein Mann verdient nur wenig. Die berühmten Partraitmaler in London erzielen wohl enorme Preise, aber ein armer unbekannter Maler, der von einem Ort zum andern wandert und meist nur auf dem Lande Arbeit findet, muß schwer arbeiten und doch mit Wenigem zufrieden sein. Wenn wir hier unsere

Schulden bezahlt haben werden, wird uns wenig übrig bleiben für einen noch billigern Wohnort.“

„In diesem Falle,“ sagte der gute Doctor, den ich, nebenbei gesagt, von dem ersten Augenblicke an wo ich ihn sah, lieb gewann, „machen Sie sich nur keine Sorgen um meine Rechnung, wenn Sie hier Ihre Schulden bezahlen. Ich warte gern bis Mister Kerbys Augen hergestellt sein werden und dann werde ich ihn bitten, mir meine kleine Tochter zu malen; so werden wir beide bezahlt und und zufrieden sein, hoffe ich.“

Dann gab er mir die Hand und verabschiedete sich schnell, bevor ich ihm noch meinen Dank aussprechen konnte. Nie, nie werde ich es vergessen, wie mich der gute Mann von zwei schweren Sorgen befreite und zwar in der bedrängtesten Zeit meines Lebens. Ich hätte niederknien und seine Fußstapfen küssen mögen, als ich nach Hause ging.

Am 18. Wäre ich nicht entschlossen, nach dem was gestern vorgegangen ist, vertrauensvoller in die Zukunft zu blicken, so wäre der heutige Tag ganz dazu geeignet gewesen, mir meinen Muth vollständig zu nehmen.

Zuerst kam das Einkassiren unserer Rechnungen und die Entdeckung, daß uns, nachdem wir dieselben bezahlt, nur noch höchstens zwei oder drei Pfund übrig bleiben würden; danach kam die traurige Beschäftigung, den reichen Personen Briefe zu schreiben, welche meinem Manne Aufträge ertheilt hatten; ich mußte ihnen von dem Unglück Mittheilung machen, welches uns betroffen hat und von der Unmöglichkeit, daß ihre Bestellungen in der nächsten Zeit ausgeführt werden könnten. Dann kam das noch traurigere Geschäft der Kündigung, um so unangenehmer da wir uns bequem und gut in unserer Wohnung befanden. Hätte mein Gatte bei seiner Arbeit bleiben können, so würden wir wenigstens noch drei oder vier Monate in dieser Stadt und in dieser trockenen und freundlichen Wohnung geblieben sein. Wir haben früher nie ein so geräumiges Dachstübchen bewohnt, wo die Kinder einen so weiten Tummelplatz für ihre Spiele hatten; nie war eine Wirthin so freundlich darauf eingegangen, ihre Küche mit mir zu theilen und nun sind wir so plötzlich gezwungen, so viel Angenehmes zu verlassen und dem Zufalle anheim zu stellen, wohin er uns

führen wird. William sagt in seinem Unmuthe, wir müssen in's Arbeitshaus; aber das soll nimmermehr geschehen, so lange ich noch meine Kräfte verwerthen kann! Jetzt wird es dunkel! Ich kann nicht mehr sehen zum Schreiben und Licht werde ich auch nicht anzünden, denn wir müssen die Kerzen sparen. Ach, ach, welch ein Tag war dies! Aber eine frohe Minute hatte ich doch seitdem er begann, das war in dem Augenblicke, als ich meiner kleinen Emilie die Perlenbörse für des Doctors Töchterchen zu arbeiten gab. Mein Kind ist so allerliebst, wenn es mit seinen kleinen geschickten Händchen die Perlen aufreiht. Eine kleine, hübsche, leere Börse ist wohl das geeignetste Zeichen unserer Dankbarkeit.

Am 19. Ein Besuch von unserm einzigen und besten Freunde dem Docter. Nachdem er Williams Augen untersucht hatte und sie nicht verschlimmert gefunden, fragte er, wohin wir nun zu gehen gedächten. Ich antwortete, zu der billigsten Stätte, die wir finden könnten, und setzte hinzu, daß ich mich in den Nebenstraßen der Stadt nach einer billigen Wohnung umsehen wollte.

„Lassen Sie das Wohnungsuchen, bis Sie wieder von mir hören,“ sagte der Doctor. „Ich habe jetzt einen Kranken, fünf Meilen von hier, in einem Pächterhause, zu besuchen; es ist nichts Ansteckendes an der Krankheit. Ein unvorsichtiger Bursche bedarf meiner Hülfe, der bei einem Sturz von dem Pferde das Schlüsselbein gebrochen hat. Sie dürfen also Ihrer Kinder wegen außer Sorge sein, Mistreß Kerby. Jene Pächterleute dort, nehmen zuweilen Miether in ihr Haus auf, und ich wüßte nicht, weshalb Sie dort nicht auch Wohnung finden könnten? Ich werde anfragen. Wenn Sie gut, billig und im Vereine mit rechtschaffenen und liebenswürdigen Menschen leben wollen, so ist Appletreewick der richtige Platz dazu. Danken Sie mir jedoch nicht früher, bis ich weiß, ob Sie die neue Wohnung haben können. In der Zeit, welche zwischen meiner Antwort liegt, können Sie vielleicht Ihre Geschäfte hier beendigen.“

Mit den letzten Worten empfahl sich der gute Mann. Der Himmel gebe ihm Erfolg im Pächterhause! Auch die Gesundheit der Kinder wird gesicherter sein, wenn wir auf dem Lande leben können. Da ich gerade von

den Kindern rede, muß ich auch erwähnen, daß Emilie die Perlenbörse beinahe fertig hat.

20. Eine wichtige Nachricht von dem Doctor! Man will uns in Appletreewick aufnehmen. Wir erhalten zwei Zimmer und die Kost bei der Familie für siebenzehn Schilling in der Woche. Nach meiner Berechnung werden wir drei Pfund und sechszehn Schilling übrig behalten, nachdem alle Schulden abgetragen sind, diese Summe wird also für vier Wochen zu dem Nothwendigsten ausreichen und es bleichen noch acht Schilling übrig. Wenn ich fleißig sticke, so kann ich noch neun Schilling dazu verdienen und damit wäre dann noch die fünfte Woche bezahlt. In der Zeit von fünf Wochen kommt mir vielleicht ein guter Plan zum Erwerben. Das werde ich nun meinem Manne mittheilen und es ihm so oft wiederholen, bis ich selbst daran glauben werde. William ist nicht so leichtgläubig wie ich, er nimmt die Dinge ernster; ja, er ist oft über alle Begriffe muthlos und traurig. Ich suche ihn dadurch aufzumuntern, daß ich ihn an die Jahre erinnere, in denen er für mich und die Kinder arbeitete und mache ihn darauf

aufmerksam, daß diese Zeit wiederkehren wird, wie der Doctor versichert. Aber er seufzt und murmelt, daß er einer von den Unglücklichen sei, welche zur Last ihrer Frau zu leben bestimmt seien. Ich konnte nur antworten, was ich aufrichtig fühlte; nämlich, daß ich ihm am Altare schwur, ihm anzugehören in guten und bösen Tagen, daß ich die guten bis jetzt an seiner Seite genossen habe und daß es scheine, die bösen Tage wollten nur einmal erscheinen, um dann nie wiederzukehren. — Die Perlenbörse ist fast vollendet; sie ist hübsch, roth und blau in gestreiften Mustern.

Am 21. Ein geschäftiger Tag. Wir gehen morgen nach Appletreewick. Es giebt noch Rechnungen zu bezahlen und dann einzupacken. Des armen Williams Malergeräthschaften, Leinewand und noch andere Gegenstände kommen zusammen in eine Kiste. Er sieht so traurig aus und sitzt schweigend da, während sein Arbeitsgeräth um ihn herum verschwindet. Thränen kommen mir bei dem Gedanken in die Augen, daß er und diese, ihm so theuer gewordenen Dinge, sich vielleicht einander nicht mehr nahe kommen werden. — Dies geschieht mir,

und ich gehöre doch nicht zu den Weichlichsten. Glücklicherweise hinderte ihn der Augenschirm, mich zu beobachten, denn ich wollte um keinen Preis, daß er mich weinen sehe.

Die Börse ist fertig. Aber wie werden wir nun noch zu den stählernen Ringen und Franzen kommen, die daran gehören? Aber ist es nicht der schönste Zweck, dem ich noch sechs Pence opfern will? —

Am 22. —

Am 23. In dem Pächterhause zu Appletreewick. — Zu müde nach unserer gestrigen Anstrengung, um noch ein Wort in mein Tagebuch zu schreiben über die Reise nach diesem entzückenden Orte, thue ich dies heute, nachdem wir uns hier als Colonisten niedergelassen haben.

Meine erste Beschäftigung an dem wichtigen Tage der Abreise war nicht der Reise gewidmet, sondern meiner Emilie. Ich kleidete das Kindchen sorgfältig an, damit es die Börse zu dem Doctor trage. — Ich bekleidete sie mit ihrem besten seidenen Röckchen, welches wohl an einigen Stellen geflickt war, doch sie gefiel mir darin! Ihr Strohhütchen erhielt schnell die Bänder von meiner

Haube. Zum Schlusse bekam sie noch ihres Vaters Halstuch, welches ein kleines Mäntelchen bildete, und so geschmückt trippelte mein kleiner Liebling, mit der Börse in der Hand, fort. Ach, diese lieben kleinen Händchen, sie sind so hübsch, daß ich es fast nicht bedauere, keine Handschuhe für sie zu besitzen. Sie werden sich über die Börse freuen, denn sie ist recht hübsch geworden; statt der stählernen Ringe und Franzen hat sie beides von weißen Perlen erhalten, die ich bei dem Zusammenpacken noch in einer Schachtel fand; sie harmoniren ausgezeichnet mit dem Roth und Blau der Börse. — Wie ich gedacht, der Docter und sein Töchterchen waren über das Geschenk entzückt; sie beschenkten Emilie mit einem Arbeitskästchen und gaben ihr für ihre kleine Schwester noch eine Schachtel voll Bonbon mit. Das Kind kam mit vor Freude gerötheten Wangen von dem Besuche zurück und erfreute ihren Vater mit der Erzählung ihrer kleinen Erlebnisse und besonders freute sie das Lob, welches die Börse erhalten hatte.

Am Nachmittage kam der Wagen, welcher uns und unsere kleine Habe nach Appletreewick bringen sollte. Es

war ein schöner warmer Frühlingstag und doch schmerzte es mich tief, als ich sah, wie kränklich und traurig der arme William mit seinem Augenschirme in das wonnige Sonnenlicht blickte, nachdem man ihm in den Wagen geholfen hatte. „Gott mag wissen, Leah," hub er dann an, „welche Folgen dies Alles für uns haben wird;" dann seufzte er tief und schwer und fiel wieder in seine frühere Schweigsamkeit zurück. Außerhalb der Stadt begegnete uns der Doctor. „Glück mit Ihnen," rief er uns zu, und dabei schwang er seinen Stock und schritt weiter. „Sobald Sie im Pächterhause heimisch geworden sind, werde ich Sie besuchen," setzte er noch hinzu, und Emilie rief ihm ein Lebewohl nach, indem sie sich mit großer Anstrengung von dem Boden des Wagens aufzurichten suchte, wo sie einen Platz zwischen Bündeln bekommen hatte. Was mein Kind Alles vermag! Der Doctor stand still. Emilie ist sonst nicht sehr gesprächig, aber sie dankte ihm noch einmal für das Arbeitskästchen und für die Bonbon; er küßte dafür ihre Händchen, reichte ihr mit dem Stock eine Blüthe und ging dann erst weiter, und auch wir fuhren fort.

Wie würde mich diese Fahrt erfreut haben, wenn William sie hätte so sehen können wie ich. Freudig athmete Wärme über Feld und Flur, große Schatten flogen über die saftig grünen Wiesen und oben, an dem blauen Sommerhimmel, zogen zuweilen weiße Wolken, wie in feierlicher Prozession still vorüber.

Der Weg war hügeligt, daher bat ich den Kutscher, die Pferde nicht so anzutreiben; wir fuhren sehr langsam und kamen auch erst nach einer Stunde bei dem Eingangsthore von Appletreewick an.

Vom 24. Februar bis zum 2. März. — Wir sind nun lange genug hier, um etwas über Ort und Menschen zu wissen. Zunächst von dem Orte: Wo jetzt das Pächterhaus steht, war früher eine berühmte Abtei. Der Thurm steht noch, und das große Zimmer, wo die Mönche aßen und tranken, dient jetzt zu einem Kornspeicher. Das Haus scheint einige Zeit als Ruine dagestanden zu haben, denn nur zwei Zimmer sind von der frühern Einrichtung desselben geblieben. Die Kinder belustigen sich in den dunklen Gängen des Hauses und springen die Treppenstufen auf und ab, die zu den

Schlafzimmern der Mönche geführt zu haben scheinen Oft verirre ich mich in dem großen Hause, und der Pächter machte die lustige Bemerkung, er würde mir Wegweiser durch das Haus setzen lassen und zwar von dem Keller bis zu dem Boden. Im Erdgeschosse haben wir ein großes, zugfreies, still und ruhig liegendes Zimmer; es scheint der Einsamkeit gewidmet zu sein, ferner befindet sich darin eine große Halle mit einem Kamine, diese ist so groß, wie unsere beiden Zimmer in der Stadtwohnung. Hier halten wir uns gewöhnlich auf, speisen auch hier, und die Kinder tummeln sich lustig darin herum; auch die Hunde schnüffeln herein, wenn sie von der Kette befreit sind; hier wird der Arbeitslohn ausgezahlt, Besuch empfangen, Speck eingesalzen, hier rauchen die Männer ihre Pfeifchen und nicken auch zuweilen des Abends ein; kurz, diese weite Halle ist in der That den verschiedensten Zwecken dienstbar, denn sie ist der besuchteste Theil des ganzen Gebäudes und ich bin schon so vertraut mit ihr, als hätte ich meine halbe Lebenszeit in ihr zugebracht.

Von den Thürmen aus blickt man auf den Blumen-

garten, auf Grasplätze, Hinterhof, Taubenhäuser und den Küchengarten. Das Haus ist umgeben von Grasplätzen, die wieder einzeln von Hecken eingefaßt sind; hinter den grünen Feldern erheben sich Hügel, die den Horizont begrenzen; aber von dem Fenster unsers Schlafzimmers erblicken wir eine Oeffnung in der Hügelreihe und es zeigt sich an der Stelle ein See, je nach dem Wetter gefärbt, zuweilen blau, dann wieder grau, bei Sonnenuntergang mit Feuer gemalt und bei regenreichen Tagen liegt er da, wie mit Silber gedeckt. —

Die Bewohner des Pächterhauses haben das große und seltene Verdienst, daß man geneigt ist, sie um ihre Freundschaft zu bitten, sobald man sie kennen gelernt hat. Sie empfingen uns bei unserer Ankunft, als wenn wir alte Freunde wären, die von einer langen Reise zurückgekehrt seien. Bevor wir zehn Minuten in der Halle verbracht hatten, saß William in dem bequemsten Stuhl und in der gemüthlichsten Ecke. Die Kinder hatten Brod und Kuchen erhalten, welches sie, an dem Fenster sitzend, lustig verzehrten. Ich plauderte gemüthlich mit der Pächterfrau und hielt dabei die alte Hauskatze auf

meinen Knieen, während sich Emilie mit den jungen Kätzchen beschäftigte.

Die Familie besteht aus sieben Mitgliedern. Zunächst also von dem Pächter und seiner Frau. Er ist ein großer starker Mann, spricht sehr laut und ist ein sehr thätiger Landwirth. Sie ist die lustigste, dickste und beweglichste Sechszigerin, welche ich je kennen lernte. Außer Vater und Mutter sind noch drei Söhne und zwei Töchter im Hause; die beiden ältern Söhne beschäftigen sich mit der Landwirthschaft und der jüngere ist Seemann. Die beiden Töchter strahlen von Jugendfrische und Gesundheit; — doch ich habe mich über sie zu beklagen, denn sie werden mir die Kinder verziehen durch ihre Zärtlichkeit.

Hier an diesem ruhigen Orte, umgeben von guten und gebildeten Menschen, würde ich mich recht glücklich fühlen können, wäre ich nicht durch Williams Augenleiden so gedrückt und traurig, und dann auch durch die Sorge für unsere Zukunft. Nachdem wir den Tag angenehm verbracht haben, nachdem wir Umgang mit heitern Menschen gepflegt, sagen wir uns oft des Abends,

wenn William und ich allein sind: Werden wir die Mittel besitzen, um noch länger als einen Monat in dieser unserer neuen Heimath leben zu können?

Am 3. Es ist heute ein regenreicher Tag, die Kinder sind schwer zu zügeln. William ist in schlechter Gemüthsstimmung; vielleicht beeinflußt er mich auch, oder fühle ich nur heute mehr die Mühe, die mir die Kinder verursachen? Wie kommt es? Ich bin heute gerade so traurig gestimmt als an dem Tage, wo mein Mann zum ersten Male den grünen Augenschirm trug. Ich habe heute das Gefühl gänzlicher Hoffnungslosigkeit; — aber warum schreibe ich dies nieder? Man soll ja immer auf den folgenden Tag blicken, wenn der gegenwärtige trübe ist. „Leid tragen und vergessen," dieses Ausspruchs sollte ich eingedenk bleiben.

Am 4. Der heutige Tag hat die Hoffnung gerechtfertigt, welche ich auf ihn setzte; überall Sonnenschein, selbst in meinem Herzen ist es klarer als gestern. Oh, ich habe nur die Frist eines Monats in meiner Macht, was werden wir nach dem Ablaufe desselben anfangen?

Am 5. Gestern Abend vor der Theestunde überlegte ich, ob es nicht noch andere Mittel gebe, Geld zu verdienen, als durch Williams Augen allein, — und ich glaube, ich habe einen Weg entdeckt, der uns mit dem Nöthigen versehen wird, vielleicht gelingt es mir, so viel zu erwerben, daß wir hier bleiben können, bis Williams Augen geheilt sein werden.

Der neue Plan, den ich für unsere Erhaltung entworfen habe, hat mich vor mir selbst um einige Zoll größer gemacht. Ich werde ihn dem Doctor morgen mittheilen, William ist schnell überredet, ich kenne ihn ja, und schließlich mag er sagen was ihm beliebt, ich werde meine Handlungen schon verantworten.

Doch ich theile mit, wie ich zu den neuen Ideen gelangt bin: — Wir hatten eben den Thee getrunken und mein Mann, in besserer Stimmung als gewöhnlich, plauderte mit dem jungen Seemann, der hier den Spitznamen „schlechter Wetter Dick" führt. Der Pächter und seine beiden ältesten Söhne hielten ihr gewöhnliches Schläfchen unter der alten Eiche. Die alte Frau strickte und die beiden jungen Mädchen räumten den Theetisch

ab; ich selbst war damit beschäftigt, die Strümpfe der Kinder zu stopfen. Allem Anscheine nach war die Situation eine zu alltägliche, um zu neuen Ideen zu beleben, und doch kamen sie mir ungesucht. Die Männer unterhielten sich von der Einrichtung der Seeschiffe und endlich gab der junge Seemann eine Beschreibung von seiner Hängematte, die er sehr zu lieben schien; obgleich er in ihr, in stürmischen Nächten, oft an die harten Schiffswände geschleudert werde.

Als ich dies Alles mit angehört hatte, fragte ich ihn, ob er es nicht doch vorziehen würde, auf dem Lande in einem soliden Himmelbett, mit vier festen Füßen ausgestattet, zu schlafen, als in der schwankenden Hängematte. Doch zu meiner Ueberraschung erwiderte er, daß er niemals besser schlafe, als in seiner Hängematte und daß er in dem besten Bette auf dem Lande alle die Unannehmlichkeiten vermisse, welche Uneingeweihte seiner lieben Hängematte zuschreiben. Die sonderbare Vorliebe der Seeleute für die Hängematte erinnerte meinen Mann an eine Geschichte, welche ihm einst ein Herr mitgetheilt, dessen Portrait er gemalt hatte. Es war eine entsetzliche

Geschichte, die sich in einem französischen Spielhause zugetragen hatte.

„Sie lachen mich gewiß aus, über meine Neigung zu der Hängematte,“ fragte der junge Matrose lächelnd zu William gewendet. „O nein,“ entgegnete mein Mann, „Ihre Abneigung für gewöhnliche Himmelbetten erinnert mich sogar daran, daß ich einen Herren kannte, der ganz Ihrer Ansicht über diese Art zu schlafen war.“

„Entschuldigen Sie mich,“ sagte Dick, der junge Seemann, „können Sie mir dies nicht in gutem Englisch anschaulich machen, so daß ich es verstehe?“

„Gewiß,“ erwiderte mein Mann lachend! „Ich meinte ganz einfach, daß jener Herr, wenn er in einem Himmelbette schlief, sich sehr unheimlich fühlte. Verstehen Sie mich nun?“ — „Vollständig,“ entgegnete Dick, „und ich bin sehr begierig zu hören, was jenem Herren geschehen ist.“ Die alte Frau unterstützte die Bitte ihres Sohnes, die Töchter setzten sich auch zum Zuhören bereit nieder und der alte Pächter erschien auch mit den beiden andern Söhnen, um sich zu uns zu gesellen. Mein Mann sah

nun wohl ein, daß er seine Geschichte mittheilen müsse und er begann denn auch bald.

William ist zwar ein vortrefflicher Erzähler, ich hörte ihn oft und in vielen Theilen Englands erzählen, aber einen so aufmerksamen und dankbaren Zuhörerkreis, wie den hier zu Appletreewick, hatte er wohl früher nie gehabt; selbst die Leute des Hauses stahlen sich von ihrer Beschäftigung fort und hörten in der Nähe der Thür, unbehelligt von ihrer Herrschaft, aufmerksam zu. Indem ich auch schweigend zuhörte, kam mir plötzlich der Gedanke: Könnte William nicht noch einen größern Zuhörerkreis für seine Erzählungen gewinnen? Man schreibt ja auch Erzählungen für Bücher, die dann gekauft werden. Wie wäre es denn, wenn wir Williams Erzählungen drucken ließen und sie dann ebenfalls verkauften? Von welch einer großen Angst würde uns eine solche Einnahme befreien! Wir werden so glücklich sein, hier leben zu können, bis Williams Augen geheilt sind. Ich war so freudig bewegt von dem Gedanken, daß ich von meinem Stuhle aufsprang, und ich dachte unwillkürlich daran, daß Newton wie Bacon ihre großen Entdeckungen

nur etwas Zufälligem zu verdanken gehabt hätten. Ich mußte mich zu überwinden suchen, daß ich nicht sogleich William und unsern Freunden hier meine Zukunftspläne mittheilte, aber ich fand, daß es doch besser sei, damit zu warten, bis ich mit William allein sein würde und ich wartete auch.

Als wir gute Nacht gesagt hatten und in unserm Zimmer waren, sagte ich zu William: „ich hörte früher niemals das Abenteuer aus dem französischen Spielhause so hübsch erzählen. Die Geschichte machte großen Eindruck auf unsere Freunde und zwar in allen ihren Theilen."

Er nahm keine weitere Notiz von dem, was ich sagte, sondern entgegnet mir: „So? schön!" Dann bereitete er das Bad für seine armen kranken Augen, es ist dies stets seine letzte Tagesarbeit.

„Es scheint, alle die Erzählungen sind interessant, die Du in Deiner fünfzehnjährigen Thätigkeit als Maler einsammeltest. Weißt Du vielleicht genau, wie viel Du gehört hast?" fragte ich. — „Nein," sagte er in einem ganz gleichgültigen Tone und wusch dabei seine Augen mit dem kleinen Schwämmchen ruhig weiter. Ich nahm

ihm das Schwämmchen ab und fuhr damit leise über die beiden theuern Augen und fragte: „Denkst Du, daß ich es verstehen würde, Deine hübschen Geschichten niederzuschreiben, wenn Du sie mir noch einmal erzählen würdest?" — „O ja," erwiderte William, „doch warum diese Frage?" „Weil ich wünsche, daß sie nicht so schnell vergessen werden mögen," sagte ich. „Ich werde jetzt Dein linkes Auge baden, weil dies des Nachts die meiste Hitze hat," fügte ich hinzu und nachdem ich verschiedene Versuche gemacht hatte, ihn noch wach zu erhalten, sagte ich plötzlich: „William, ich habe einen Plan, der uns mit so vielem Geld versehen wird, als wir hier nöthig haben werden."

Er warf seinen Kopf plötzlich in die Höhe und sah mich an. „Welchen Plan?" fragte er. „Diesen," erwiderte ich; „der Zustand Deiner Augen erlaubt es wahrscheinlich nicht, daß Du ferner Deine Malerkunst ausübst, ist es nicht so? Was wirst Du nun thun in Deinen unbeschäftigten Stunden? Werde Schriftsteller, theurer Mann, und wir werden so viel Geld verdienen wie wir brauchen, wenn wir ein Buch veröffentlichen."

„Aber ich bitte Dich, Leah, bist Du von Sinnen?“ rief er aus.

Ich legte meinen Arm sanft um seinen Hals und setzte mich auf seinen Schooß, so mache ich es nämlich stets, wenn ich Etwas von ihm erbitten will. „Nun, William,“ bat ich „höre mir aufmerksam zu. Ein Künstler unterliegt Zufällen; seine Kunst hängt von dem Gebrauche seiner Augen und Finger ab; ein Schriftsteller dagegen kann sich der Augen und Finger Anderer bedienen. Du bist jetzt in der Lage, solche Dienste annehmen zu müssen, so werde also Schriftsteller. Doch warte und höre weiter! Dein Buch soll alle die Geschichten enthalten, die Du hörtest und die Du so angenehm vorzutragen verstehst. Du wirst sie mir dictiren und ich werde sie niederschreiben; dann wird unser Manuscript gedruckt werden und wir werden das fertige Buch dem Publikum verkaufen, so werden wir Andere unterhalten und uns helfen.“

Mein Mann hatte aufmerksam zugehört und fragte ganz erstaunt: „Wie kommst Du denn zu diesem Plan, Leah?“

„Ich kam darauf, während Du unserm jungen See-

mann von dem Abenteuer in dem Spielhause erzähltest," erwiderte ich.

„Es ist eine scharfsinnige und kühne Idee," warf er gedankenvoll ein; „aber es ist ganz etwas Anderes in Freundeskreisen zu erzählen als für das große Publikum; bedenke doch, meine Liebe, daß wir nicht daran gewöhnt sind für die Oeffentlichkeit zu schreiben."

„Das ist wohl wahr," sagte ich, „aber daran ist Niemand gewöhnt, der erst anfängt, zu schreiben, und gerade die zufällige Literatur hat oft den meisten Erfolg. Wir haben das fertige Material schon unter unsern Händen und wir werden gewiß einen guten Erfolg zu erwarten haben, denn wir werden nur Wahrheiten bieten."

„Wo finden sich aber bei uns die lebhafte Beschreibung und die überraschenden Reflectionen und noch mehr dergleichen Eigenschaften?" sagte William, seinen Kopf schüttelnd.

„Nirgends!" rief ich aus. „Die Eigenschaften, welche Du als uns fehlend nanntest, besitzen gewöhnlich die Unterhaltungsbücher, die Niemand liest. Ueberlege nicht so ängstlich, lieber Mann," sagte ich, als ich sah, daß er

wieder seinen Kopf hin und her zu wiegen begann; „ich bin meines Erfolges fast sicher, wenn Du jedoch noch Zweifel hegst, so laß uns diese Angelegenheit einem andern Schiedsrichter vorlegen. — Der Doctor will Dich morgen besuchen. Ich werde ihm sagen, was ich für uns ersonnen habe, Du kannst dabei sein; sein Ausspruch soll dann maßgebend für mich sein."

William gab lächelnd seine Erlaubniß dazu. So ging ich denn in bester Stimmung zur Ruhe. Ich hätte den Doctor gewiß nicht zum Schiedsrichter erwählt, wenn ich nicht im voraus gewußt hätte, er würde auf meiner Seite sein.

Am 6. Der Schiedsrichter hat bewiesen, daß ich mich nicht in ihm geirrt habe. Er war schon ganz meiner Ansicht als ich ihm meinen Plan kaum halb mitgetheilt hatte. Von den Schwierigkeiten, welche mein guter Mann machte, wollte er gar nichts hören. „Keine lange Ueberlegung, Mister Kerby!" rief er lustig aus. „Schnell an's Werk! und das Glück wird folgen! Ich sagte es ja immer, Ihre Frau wiegt so schwer wie Gold, jetzt beweist sie es, darum schnell an die Arbeit!"

„Von ganzem Herzen gern,“ sagte William, und es schien, als ergriffe ihn unser Enthusiasmus nun schließlich auch; „aber,“ setzte er hinzu, „wenn meine Frau und ich geschrieben haben werden, was sollen wir dann mit dem Product unserer Thätigkeit anfangen?“

„Das übernehme ich,“ antwortete der Doctor, „beendigen Sie nur Ihr Werk und senden Sie mir es dann, ich werde es dem Herausgeber unserer Zeitung vorlegen; er hat mehrere literarische Freunde in London und ist außerdem ganz der Mann, Ihnen thätig beizustehen. Haben Sie schon einen Titel für Ihr neues Buch, Mistreß Kerby?“

Bei dieser Frage erinnerte ich mich, daß ich noch nicht daran gedacht habe, dem Buch auch einen Titel zu geben.

„Ein ansprechender Titel ist von großer Wichtigkeit,“ sagte der Doctor nachdenklich. „Wir müssen jetzt Alle daran denken! Nun, Mistreß, Kerby, wie wird er heißen?“

„Wir werden gewiß die Arbeit niemals vollenden können,“ warf mein Mann ein; „denn, Leah, wie willst Du Zeit finden, die Arbeit, die Dir Deine Mutterliebe

auferlegt, mit den schriftstellerischen Arbeiten zu vereinen. Du wirst nicht Zeit finden, das niederzuschreiben, was ich Dir dictiren werde."

„Daran habe ich diesen Morgen auch gedacht," antwortete ich, „und da habe ich gefunden, daß ich während der Tagesstunden wenig Zeit für Deine Dictate finden werde, wo ich mit dem Waschen, Ankleiden, Unterricht und Spazierengehen der Kinder viel beschäftigt bin, und wo ich auch Nachmittags so gern mit der Pächterin und ihren Töchtern ein Wenig plaudere; aber wenn die Kinder in ihren Bettchen sind, wenn der Pächter und seine Familie lesen, werde ich fast täglich drei Stunden erübrigen können, dann werden wir an unsere schriftstellerische Arbeit gehen — so „nach der Dämmerstunde"."

„Da ist der Titel!" rief der Doctor laut aus und sprang von dem Stuhle auf, als wäre er von einem Schusse getroffen worden.

„Wo?" rief ich aus und blickte so erstaunt um mich, als wenn ich erwartete, der Titel solle sich mit magischen Schriftzügen über die Wände des Zimmers ausbreiten.

„Er ist in Ihren letzten Worten enthalten," sagte

der Doctor, „Sie sagten ja soeben, daß Sie nur in der Dämmerstunde zu schreiben beginnen wollten; was können wir Besseres thun, als das Buch nach der Zeit benennen, in welcher es geschrieben ist?

„Nennen Sie es getrost: Nach der Dämmerstunde: doch still! Bevor noch Jemand ein Wort darüber verliert, lassen Sie uns sehen, wie dieser Titel auf dem Papier aussieht.“

Ich öffnete meine Schreibmappe in großer Hast. Der Doctor nahm das größte Stück Papier, welches er finden konnte, heraus, ergriff die schönste Feder, die vorhanden war und schrieb mit großen Buchstaben die zauberhaften Worte:

„Nach der Dämmerstunde.“

Wir neigten uns alle drei über das Papier und in athemloser Stille studirten wir den Effekt dieser Worte. William riß den grünen Augenschirm herab und wurde so dem Doctor trotz dessen Anwesenheit, ungehorsam. Nach einem langen Schweigen blickten wir uns einander an, und fanden, daß der Doctor wirklich, schnell und gut, den treffendsten Titel gefunden hatte.

„Ich habe das Titelblatt geschrieben," sagte unser Freund und nahm seinen Hut, um sich zum Fortgehen zu rüsten, „ich überlasse es jetzt Ihnen, das Buch zu schreiben." Seitdem habe ich mir nun vier Federn vorbereitet und ein Buch Papier aus dem Laden des Dorfkrämers gekauft." William denkt über seine Geschichten nach, damit er bis zur Dämmerstunde bereit sei, mir zu dictiren; denn wir wollen diesen Abend unsere neue Thätigkeit beginnen. Mein Herz schlägt und meine Augen glänzen, wenn ich daran denke. Unsere theuersten Interessen sind ja an die Beschäftigung geknüpft, welche wir heute unternehmen wollen.

Die

Erzählung des Reisenden

von dem entsetzlichen fremden Bett.

Einleitung.

Bevor ich mit Hilfe meiner geduldigen, aufmerksamen und schreibefertigen Frau die Geschichten mittheile, welche ich zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen, deren Bilder ich aufnahm, hörte, will ich des Lesers Interesse für dieselben dadurch vermehren, daß ich ihm kurz mittheile, wie ich zu dem Stoff meiner Erzählungen gelangte.

Ueber mich selbst will ich nur bemerken, daß ich seit fünfzehn Jahren das Geschäft eines reisenden Portraitmalers ausgeübt habe. Ich bereiste jedoch nicht nur England, sondern ich wurde auch zweimal nach Schottland und einmal nach Irland berufen. Ich hatte in

dieser Zeit fast nie einen festen Wohnsitz, sondern ich reiste je nach den Briefen, die ich von den Personen erhielt, die von mir gemalt sein wollten. Oft hörte ich auch von Gegenden, in denen kein Portraitmaler lebte, dann reiste ich auf Spekulation dort hin; oft aber empfahlen mich auch die Gemäldehändler ihren reichen Kunden und öffneten mir in dieser Weise den Weg zu den größern Städten; es geschah auch, daß mich wohlbestellte Collegen zu Arbeiten empfahlen, die ihnen selbst zur Ausführung zu geringe erschienen, und so kam ich durch sie zuweilen auch in angenehme Landhäuser. So ging ich, stets Ort und Menschen wechselnd, durch das Leben, weder Vermögen noch Ruhm einerntend, dabei aber unabhängig und glücklicher als Mancher, der Beides erreichte. So dachte ich allerdings nur in der letztern Zeit, denn in meiner Jugend schmachtete ich nach Ehre und Ruhm. Gott sei Dank, daß hier nicht der Ort ist von meiner Vergangenheit und von Enttäuschungen reden zu müssen; doch es kommt noch zuweilen der Schmerz aus vergangenen Zeiten über mich, wenn ich meiner Studienzeit gedenke.

Eine Eigenthümlichkeit meines Lebens ist, daß ich mit Menschen von den verschiedenartigsten Charakteren zusammen gekommen bin; oft kommt es mir vor, als ob ich berufen wäre, die Charakterverschiedenheiten der menschlichen Gesellschaft in Gemälden darzustellen.

Die verschiedenen Erfahrungen, welche ich in der Welt machte, bestimmten mich, etwas unfreundlich über meine Mitgeschöpfe zu denken. Oft erfuhr ich von meinen Kunden eine Behandlung, welche ich nicht mittheilen kann, ohne in dem Leser Mitleid und Traurigkeit zu erregen; da ich jedoch nie lange an einem Ort verblieb, so hatte ich auch Gelegenheit, oft gute Menschen kennen zu lernen, derer ich mich gern und mit freundschaftlichen Gefühlen erinnere.

Die Erfahrungen, die ich im Allgemeinen in moralischer Beziehung machte, sind oft sonderbar; ich fand die Frauen z. B. weniger schwierig, was den künstlerischen Ausdruck ihres Gemäldes betrifft, aber auch nicht so großmüthig im Bezahlen, wie die Männer; andererseits sind die Männer wieder viel ängstlicher besorgt, ob man ihrer persönlichen Anziehungskraft im Gemälde auch volles Ge-

nüge leistet. Im Allgemeinen habe ich gefunden, daß jüngere Menschen viel leichter zu befriedigen sind, als ältere. Den ungnädigsten Lohn für meine Mühen erhielt ich stets von den sogenannten Emporkömmlingen, reichen ungebildeten Bürgern u. s. w. Dagegen haben die wahrhaft vornehmen Leute, wie die ärmsten, also gerade die beiden grellsten Gegensätze, mich stets liebevoll behandelt, je nach ihren Verhältnissen; beide ließen mich bald in ihrem Hause heimisch sein. —

Das größte Hinderniß für die Ausübung meiner Kunst besteht nicht darin, wie Manche glauben mögen, daß Diejenigen, welche mir zu ihrem Gemälde sitzen, sich still und ruhig verhalten, o nein, viel mehr darin, daß sie den gewöhnlichen Ausdruck ihres Gesichts beibehalten und die Eigenthümlichkeit ihrer Art und Weise wie ihrer Kleidung. Aber gerade bei solchen Sitzungen wird so Vieles erzwungen, was nicht vorhanden ist. Das Haar wird anders geordnet, das Gesicht zu irgend einer schön gedachten Grimasse verzerrt und so geht der wahrhafte Charakter verloren. Wenn wir uns erlauben, eines Menschen Charakter nach seiner Handschrift zu beurtheilen,

so wünschen wir dieselbe nicht in zierlichster Weise und mit einer besonders gewählten Feder geschrieben, sondern wir verlangen die gewöhnliche Schrift, um so mehr muß die gewöhnliche Art und Weise beibehalten werden, wenn Jemand will, daß sein Gemälde ihm ähnlich sein soll, denn an einem Portrait wollen wir doch erst recht die Individualität des Originals studiren, erkennen. So hat mich denn die Erfahrung gelehrt, daß Diejenigen ihren wirklichen Gesichtsausdruck beibehalten, welche, während sie gemalt werden, mit Interesse über irgend einen Gegenstand plaudern. —

Oft war ich verurtheilt, viel Dummes und Uninteressantes mit anhören zu müssen; z. B. werthlose Anekdoten, Stadtgeschichten und mehr dergleichen, aber ich hatte auch Gelegenheit seltene und merkwürdige Ereignisse zu hören, die ich oft und gern in Freundeskreisen wieder erzählte, und diese sind es nun, von denen ich hoffe, daß sie auch meinem Lesern gefallen werden.

Sonderbarer Weise sind mir die besten Geschichten, die ich hörte, zufällig mitgetheilt worden. Ich erinnere mich, daß mir nur zweimal absichtlich erzählt worden ist,

alle anderen Erzählungen hatte der Zufall herbei geführt; oft machte ich vergebliche Versuche, mir etwas erzählen zu lassen, oft aber war ich auch genöthigt, in Folge meiner Aufforderung mich recht langweilen und ermüden zu lassen; intelligentere unter meinen Kunden überließen dem Zufall den Gang des Gesprächs. Oft fand sich der Gesprächsstoff in den vorhandenen Gegenständen im Zimmer, oder ich theilte etwas mit, was mir auf dem Wege Auffälliges begegnet war und dies wurde dann weiter besprochen oder andere Dinge und Ereignisse daran geknüpft. Eine der interessantesten Geschichten, die auch in diesem Buche mitgetheilt werden soll, hörte ich auf die Erkundigung nach einem ausgestopften Pudel.

Es geschieht nicht ohne Grund, daß ich die Art und Weise zunächst mittheile, wie ich zu den Geschichten gekommen bin. Mein Gedächtniß ist, wie dies gewöhnlich bei melancholischen Menschen der Fall ist, sehr getreu; ich vergesse niemals was ich einmal gehört habe, und die Unterhaltungen, welche ich vor Jahren führte, stehen noch so vor meinem Gedächtnisse, als wären erst einige Wochen darüber hingegangen. Ich kann sogar noch die

eigenen Worte des Erzählers wiedergeben, das kommt daher, weil man bei dem Malen aufmerksam zuhören kann.

Soviel vorläufig als Einleitung zu den Geschichten, für welche ich die Aufmerksamkeit des Lesers interessiren möchte. Jetzt werde ich zu den Eigenthümlichkeiten übergehen, welche mir zu der Geschichte verholfen haben, die ich zunächst mittheilen werde und die ich am meisten wiederholt habe. Wo ich mich auch befand, früher oder später erzählte ich dieselbe überall. Gestern Abend hörten sie die Bewohner des Pächterhauses von mir. Vor einigen Jahren von einer Vergnügungsreise zurückgekehrt, die ich zu einem Freunde, der in Paris lebte, gemacht hatte, fand ich zu Hause mehrere Briefe, die mich erwarteten, vor, der eine enthielt die Aufforderung, daß ich mich sogleich nach Liverpool begeben möchte. Ohne erst auszupacken wartete ich die nächste Gelegenheit ab, um mich nach dahin zu begeben; dort angelangt, fragte ich zunächst bei dem Gemäldehändler an, ob vielleicht Aufträge für mich angekommen seien. Zu meiner Freude erfuhr ich, daß auch hier Einladungen an mich ergangen wären.

Als ich seelenvergnügt den Laden des Gemälde-

händlers verließ, wollte ich mich eben nach einem Quartier umsehen, als ich dem Gastwirth eines der größten Hotels in Liverpool begegnete. Er war eine alte Bekanntschaft von mir aus meinen Studententagen, wo er noch als Kellner in einem londoner Hotel beschäftigt war.

„Mister Kerby,“ rief er ganz erstaunt aus, „welch eine unerwartete Begegnung! Sie hätte ich wirklich nicht in dem Augenblicke erwartet, wo ich gerade Schritte thun wollte, mir einen Maler empfehlen zu lassen.“

„Was, noch mehr Bestellungen für mich?“ rief ich vergnügt aus, „will sich denn ganz Liverpool von mir malen lassen?“

„Ich weiß nur von einem Portrait,“ erwiderte der Gastwirth. „Ein Herr, welcher in meinem Hotel wohnt, wünscht eine Kreidezeichnung von sich zu haben; ich ging nun eben hier her, um den Gemäldehändler nach der Adresse eines Portraitmalers zu fragen; wie erfreut ich nun aber durch Ihre augenblickliche Anwesenheit bin, können Sie sich leicht vorstellen.“

„Er wünscht sein Portrait also sogleich?“ fragte ich,

indem ich mich der vielen Bestellungen erinnerte, die ich bereits angenommen hatte.

„Ja, sogleich, fast auf der Stelle, wenn es möglich ist,“ sagte der Gastwirth. „Mister Faulkner, so heißt der Herr, von dem ich spreche, wollte gestern nach Brasilien reisen; allein der Wind war ungünstig und er kam diesen Morgen wieder an's Land. Es ist möglich, er wird nun noch für einige Zeit hier aufgehalten, aber es kann auch sein, daß der Wind bald für die Abfahrt günstig wird; das ist der Grund, weshalb die Bestellung so schnell ausgeführt sein muß. Unternehmen Sie nur diese Arbeit, Mister Faulkner ist ein freigebiger Mann und wird gern auf Ihre Bedingungen eingehen.“

Ich überlegte einige Minuten. Das Bild sollte ja nur in Kreide ausgeführt werden; ich kann es vielleicht am Abend fertig machen, dachte ich, wenn die andern Bestellungen vielleicht auch schnell verlangt werden sollten. Warum sollte ich nicht gleich an's Werk gehen? Richtig, so wird es gemacht! Ich ließ mein geringes Reisegepäck bei dem Gemäldehändler, nahm nur Kreide und Zeichenpapier mit und folgte meinem Bekannten

stehenden Fußes in's Hotel, wo Herr Faulkner auch sogleich zu einer Sitzung bereit war, die denn sofort ihren Anfang nahm.

Ich fand in ihm einen jungen, hübschen, intelligenten und lustigen Mann. Er war ein Freund des Reisens, hatte bereits die Wunder des Ostens kennen gelernt, und wollte nun auch die Wüsteneien Süd-Amerikas besuchen; das erzählte er mir, während ich meine Vorbereitungen zum Zeichnen traf.

Nachdem ich ihn nun in die rechte Position gebracht und mich an seine Seite gesetzt hatte, änderte er plötzlich das Thema und fragte mich, ob die Maler nicht zuweilen geneigt wären, die Gesichter ihrer Originale zu verschönern, so viel in ihrer Macht steht?

„Ja wohl," erwiderte ich, „Sie haben da etwas ganz Richtiges bemerkt!"

„Nun," bemerkte er, „so werde ich Sie höflichst ersuchen, bei mir diese Kunst nicht anwenden zu wollen, sondern mich mit allen meinen Mängeln zu zeichnen, so, wie ich eben aussehe, denn das Bild ist für meine Mutter bestimmt. Meine Reiselust beunruhigt sie sehr

und sie trennte sich das letzte Mal recht traurig und ungern von mir. Ich weiß nicht, wie mir heute die Idee in den Kopf gekommen ist, daß ich diese Zeit hier nun nicht besser anwenden könnte, als wenn ich mich für meine Mutter malen ließe. Sie hat nur ein Gemälde von mir aus meiner Kinderzeit und ich weiß, daß sie kein anderes Geschenk so erfreuen würde als gerade ein Gemälde. Ich belästige Sie also nur deshalb mit diesen Erklärungen, weil ich möchte, daß die Zeichnung wahr sei und mich so wiedergebe, wie ich in der That aussehe."

Ich bewunderte und respectirte seinen Wunsch und versprach ihm, daß ich ihn ganz so zeichnen wolle, wie er aussehe. Dann ging ich sofort an die Arbeit. Kaum hatte ich zehn Minuten gearbeitet als die Unterhaltung zu stocken begann. Mister Faulkner schloß seinen Mund, senkte seinen Kopf und zog seine Augenbrauen zusammen; wahrscheinlich dachte er, daß sein Bild ja doch ähnlich werden würde auch ohne sein Hinzuthun; allein sein gewöhnlicher Gesichtsausdruck verschwand vollständig und

wie er so nachlässig dasaß, war er einem Melancholiker sehr ähnlich.

So lange ich nur die Umrisse des Kopfes zeichnete, war es gleichgültig, welche Miene er annahm, aber nachdem ich mehr als eine Stunde so gearbeitet hatte, gab ich ihm einige Minuten zu freier Bewegung während ich meine Kreide auf's Neue spitzte.

Mister Faulkner spazierte im Zimmer auf und ab; dann bat er um mein Skizzenbuch und fragte, ob ich einige Entwürfe darin habe. Ich erwiderte ihm, daß nur die wenigen darin seien, welche ich während meiner Anwesenheit in Paris aufgenommen habe. „In Paris?" fragte er mit lebhaftem Interesse, „darf ich sie sehen?"

Ich erlaubte es ihm, und er setzte sich nieder, nahm das Portefeuille auf den Schooß und überflog die Zeichnungen darin; als er aber ungefähr das sechste Blatt in die Hand nahm, sprang er auf, lief damit zum Fenster und blickte wohl fünf Minuten auf dasselbe; dann wandte er sich zu mir und fragte, ob ich irgend eine Absicht mit dieser Zeichnung habe.

Es war die am wenigsten interessante aus der ganzen

Sammlung, nur eine Ansicht von einer der Straßen, welche rückwärts der Häuser des Palais Royal entlang gehen. Vier oder fünf von diesen Häusern waren mit in die Skizze aufgenommen. Das Ganze hatte keinen besonderen Werth für mich und ich bat ihn, er möge das Blatt behalten. Er dankte herzlich dafür, und als er sah, daß ich etwas erstaunt auf seine Wahl blickte, die er unter meinen Skizzen getroffen hatte, fragte er lachend, ob ich wohl errathen könnte, warum er um den Besitz dieser Skizze gebeten habe.

„Wahrscheinlich knüpft sich an diese Straße irgend eine historische Erinnerung," antwortete ich, „die mir unbekannt ist?"

„Nein," sagte Mister Faulkner, „diese Erinnerung geht mich nur persönlich an. Sehen Sie mal dieses Haus auf Ihrer Zeichnung, an welchem die Wasserrinne von dem Dache bis zu dem Boden geht, darin verbrachte ich einst eine Nacht, die ich bis an mein Lebensende nicht vergessen werde. Ich habe mehrere Reiseabenteuer erlebt, aber keines derselben gleicht diesem; — aber an-

statt daß Sie mich zeichnen, unterhalte ich Sie und bringe Sie um Ihre Zeit," setzte er hinzu.

„Nein, nein," sagte ich, „setzen Sie sich nur wieder und erzählen Sie mir Ihr Abenteuer, dann wird Ihr Bild auch die gewünschte Aehnlichkeit erhalten;" danach versicherte ich ihm, daß ich außerdem auch ein großes Interesse an seinem Abenteuer nehme. Er zögerte noch ein wenig und begann dann. Er war so mit dem Gegenstande seiner Erzählung beschäftigt, daß er es ganz vergaß, daß ich da sei, um ihn zu zeichnen; sein Gesicht nahm den gewünschten Ausdruck an.

Bei jedem Strich, den ich machte, fühlte ich, daß ich ein sehr getreues Bild herstellen und dazu noch eine wahre Erzählung erhalten würde. Doch ich lasse die Geschichte nun hier folgen.

Bald nachdem meine Universitätsbildung vollendet war, traf ich zufällig mit einem Freunde aus England in Paris zusammen; Beide jung und lebenslustig, genossen wir in vollen Zügen die Vergnügungen der Weltstadt. Eines Abends streiften wir in der Nähe vom Palais Royal umher, unentschlossen, welches Vergnügen wir aufsuchen sollten; mein Freund schlug einen Besuch bei Frascati vor, allein ich hatte nicht Lust, dahin zu gehen; denn ich war es überdrüssig, diese übertünchten Menschen und unreellen Vergnügungen an mir vorüber gehen zu lassen; ich kannte ja Frascati in und auswendig und war ermüdet von diesem vornehmen Spielhause.

„Um des Himmelswillen," sagte ich zu meinem Freunde, „laß uns doch einmal zu natürlicheren Menschen gehen, zu solchen, welche um des Verngügens wegen spielen, nicht aber um leicht Geld zu gewinnen; zu einfachen Menschen; weit, weit fort von dem fashionablen Frascati!"

„Gut," erwiderte mein Freund, „wir werden uns in die Nähe von Palais Royal begeben, dort wirst Du die gewünschte Gesellschaft finden. Hier dicht vor uns ist ein solcher Ort, welcher genau dem entspricht, wo Du Dich hinsehnst." In einer Minute war die Thür erreicht und wir traten in das Haus, dessen Rückseite in Ihrer Skizze zu sehen ist.

Nachdem wir die Treppen erstiegen und dem Garderobier unsere Hüte und Stöcke gegeben hatten, wurden wir in den Spielsaal eingelassen. Es waren nicht viele Personen anwesend; aber diese wenigen waren die bemitleidenswerthesten Typen aus ihrer Klasse. Wir hatten nur einfache Menschen aus der untern Klasse sehen wollen, aber diese Menschen hier waren etwas Schlimmeres. —

Wir wollten komische Skizzen sammeln, aber hier spielte sich nur eine stumme, höchst traurige Tragödie ab. Die vollständige Stille in dem Zimmer war schrecklich. Jener hagere, langhaarige junge Mann, mit den tief eingefallenen Augen, bewachte stumm das Umschlagen der Karten. Dieser schlaffe, fettwangige Falschspieler, welcher genau aufschrieb, wie oft schwarz verlor und roth gewann, sprach ebenfalls kein Wort. Dort, der alte schmutzige, runzliche Mann mit den Geieraugen und dem geflickten grünen Rock, welcher seinen letzten Sou verloren hatte und nun verzweiflungsvoll zusah, da er nicht mehr spielen konnte, schwieg auch. Nur die Stimme des Croupiers tönte durch den stillen Raum.

Ich hatte einen solchen Ort aufgesucht, um darin einmal froh zu lachen, aber das Schauspiel, welches sich nun hier vor meinen Augen entrollte, war eher geeignet, darüber zu weinen. Ich mußte mich von der seltsamen Stimmung befreien, die mich ergriffen hatte; ich ging zum Tisch und fing an zu spielen.

Doch ich sollte noch andere Dinge erleben, denn ich gewann, gewann unaufhörlich; schon bildeten die

Spieler eine dichte Gruppe um mich und stierten auf meinen Gewinn mit hungrigen, mißtrauischen Blicken, und Einer wisperte dem Andern zu, daß der Engländer die Bank sprengen werde.

Das Spiel hieß Roth und Schwarz. Ich hatte es in vielen Städten Europas gespielt, jedoch ohne es genau zu kennen und man sagt doch, dieser Umstand sei der Glücksstern aller Spieler. Ein Spieler in des Wortes eigentlicher Bedeutung war ich bis dahin überhaupt nicht; mein Spiel war stets nur ein Zeitvertreib gewesen, ich habe es niemals aus Gewinnsucht ausgeübt, denn ich kannte nie den Wunsch, Geld zu besitzen. Kurz, ich hatte stets die Spielsäle so besucht, wie die Ballsäle und die Oper, nur um mich zu amüsiren in meinen Mußestunden. Aber durch diese Fülle des Gewinns änderte sich augenblicklich Etwas in mir; erst war ich erstaunt, dann aber berauscht von dem vorliegenden Gelde. Je sorgloser ich einsetzte, je mehr gewann ich. Zuerst wagten es einige Anwesenden auf meine Farbe zu setzen, aber ich vertrieb sie bald alle mit meinen enorm hohen Ein-

sätzen, und zuletzt sahen sie nur noch in athemloser Stille meinem Spiele zu.

Meine Einsätze wurden immer größer und noch immer gewann ich unaufhörlich. Das tiefe Schweigen wurde dann und wann durch Ausrufe des Erstaunens in verschiedenen Sprachen unterbrochen, wenn sich die Fluth des Goldes vor mir immer höher anthürmte, und selbst der sonst so unerschütterliche Croupier blieb nicht gleichgültig bei meinen Erfolgen.

Nur mein Freund bewahrte seine Selbstbeherrschung, er trat zu mir heran und flüsterte mir zu, ich möge mich mit dem gemachten Gewinn schnell zurückziehen; diese Warnung ließ er einige Male an mich ergehen; allein da er sah, daß ich ihm kein Gehör schenkte, verließ er den Saal und ging fort.

Kurz nachdem er sich entfernt hatte, rief eine heisere Stimme hinter mir. „Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich die beiden Goldstücke, welche Sie fallen ließen, zurück gebe. — Auf mein Ehrenwort, Herr! ich sah noch nie in meinem langen Leben, Jemand mit so viel Glück spielen. Tausend Sapperment! Machen Sie es

noch besser! Sprengen Sie die Bank!“ — Ich drehte mich um, und erblickte einen großen Mann mit einem Uniformrock bekleidet, der mir freundlich zunickte. Wäre ich meiner Sinne ganz mächtig gewesen, so hätte ich mich mehr mit seiner Persönlichkeit beschäftigt. Er hatte das Aussehen eines alten Soldaten; seine Augen waren geröthet, seine Nase zerquetscht, der Schnurrbart groß und militärisch geordnet, seine Stimme war ganz für den Commandoton geschaffen, doch seine Hände waren vielleicht die unsaubersten in ganz Frankreich; diese sonderbare Persönlichkeit störte mich aber in diesen Augenblicken durchaus nicht, denn ich war in der Trunkenheit meines Glückes geneigt, die ganze Welt zu umarmen. Ich nahm die Dose an, welche der Soldat mir reichte und schnupfte daraus, klopfte ihm auf den Rücken und versicherte ihm, daß ich ihn für den ausgezeichnetsten Menschen der Welt halte, ja, für den ruhmreichsten Soldaten der großen Armee. Der Alte schnippte mit den Fingern und munterte mich noch einmal auf, die Bank zu sprengen.

Und ich befolgte seinen Rath und gewann so unerhört,

daß der Croupier nach einer Viertelstunde ausrief: „Meine Herren, die Bank ist für heute aufgehoben!"

Alles Papiergeld und Gold der Bank lag in einem großen Haufen unter meinen Händen, das ganze Capital des Spielhauses war also dazu bestimmt in meine Taschen zu wandern.

„Binden Sie doch das Geld in Ihr Taschentuch," sagte mein militärischer Freund, als er sah, daß ich mit den Händen in dem Golde wühlte. „Machen Sie es nur mit dem Golde, wie wir es in der Armee mit den Resten des Mittagsmahles machten; Ihr Gewinn ist zu gewichtig für schwache Taschen." — Ich breitete mein Taschentuch aus und brachte meinen Gewinn darin unter. „Ha, schon wieder ein Goldstück auf der Erde!". rief mein Rathgeber aus, und hob mit verschiedenen Scherzworten begleitet, den Napoleonsd'or von dem Fußboden auf. „So Herr, nun noch fest zugebunden und das Geld ist in Sicherheit," fügte er hinzu. „Fühlen Sie nur, der ganze Ballen Geld ist fest und hart wie eine Kanonenkugel; ja, wenn man uns bei Austerlitz noch mit solchen Kugeln traktirt hätte."

„Was werde ich aber jetzt unternehmen?“

„Nichts Einfacheres als meinen werthen englischen Freund zu bitten, nun noch, nach seinem immensen Glück, eine Flasche Champagner mit mir zu trinken, um Fortuna hochleben zu lassen.“

Wir setzten uns zu Tische und ließen alle Welt hochleben, selbst Frau und Töchter des Croupiers, dann alle Frauen der Erde, Fortuna mit inbegriffen. Ich fühlte, daß der Wein wie Feuer durch meine Adern rann, mein Kopf brannte heftig, nie hatte der Wein solchen Einfluß auf mich ausgeübt, war ich unwohl oder war der Champagner wirklich so außerordentlich stark?

Doch ich rief trotzdem noch nach einer dritten Flasche, als zwei bereits leer vor uns standen.

Der alte Soldat schüttelte jedoch den Kopf, legte seine schmutzigen Finger an seine zerquetschte Nase und empfahl feierlich: „Kaffee, mein Freund, Kaffee!“ und stand auf, welchen zu verlangen.

Diese Worte des alten „Helden von Austerlitz“ schienen eine zauberhafte Wirkung auf alle Anwesenden auszuüben, denn sie entfernten sich sogleich Einer nach

dem Andern. Wahrscheinlich hatten sie gehofft, ich würde mich in meiner Freude so betrinken, daß sie schließlich willkürlichen Antheil an meinem Gewinn nehmen konnten, da sie nun aber sahen, daß sich der Alte zu meinem Schutzgeist gemacht hatte, gaben sie ihre Hoffnung auf. Als der alte Soldat zurückkehrte, waren wir nur noch allein in dem Zimmer anwesend; doch ich bemerkte, daß der Croupier, in einem Vorzimmer saß und schweigend seine Abendmahlzeit hielt, sonst war Alles wieder still und ruhig geworden.

Mit einem Male begann mein Schutzgeist flüsternd: „Hören Sie, mein Freund, ich habe eben mit der Wirthin, die ein wahres Wunder der Kochkunst ist, gesprochen und sie beauftragt, uns einen vorzüglichen Kaffee zu bereiten. Sie müssen diesen Kaffee trinken, damit sich Ihr aufgeregter Kopf wieder ein Wenig sammele, denn es ist sehr gewagt, — mit so vielem Gelde in der Nacht nach Hause zu gehen. Es haben viele der hier anwesend Gewesenen Ihrem Glück im Spiel beigewohnt; — es waren zwar, wie ich glaube, alle gutmüthige Menschen, aber — Jeder hat seine schwachen Seiten. Sie ver-

stehen mich doch? Wenn Sie sich dann erfrischt haben, so, rathe ich, schicken Sie um einen Wagen, setzen sich mit Ihrem Gelde hinein und befehlen dem Kutscher, daß er nur durch die hellerleuchteten Straßen fahre. Folgen Sie mir; denn nur in dieser Weise werden Sie mit Ihrem Gelde sicher in Ihre Wohnung anlangen und — morgen werden Sie dem alten Soldaten dankbar sein, daß er Ihnen diesen Rath gegeben hat."

Als der Alte geendigt hatte, kam der Kaffee, schon sorgfältig in zwei Tassen eingegossen. — Ich hatte Durst und trank die Tasse mit einem Zuge leer. Doch kaum hatte ich sie niedergesetzt, als mir ganz sonderbar zu Muthe ward. Ein heftiger Schwindel ergriff mich, ich stand auf und ergriff die Lehne meines Stuhles, doch das ganze Zimmer drehte sich kreisförmig, so schien es mir, und ich fühlte mich außerordentlich unwohl, so unwohl, daß ich nicht wußte, wie ich nach Hause kommen würde.

„Mein theurer Freund," hob mein Nachbar wieder an, „Sie können unmöglich in diesem Zustande nach Hause gehen; ich schlage vor, bleiben Sie hier. Ich

bleibe auch hier. Man wird Ihnen hier ein prächtiges Bett überlassen und dann schlafen Sie ungestört aus und morgen, bei hellem Tageslicht, tragen Sie denn Ihren Schatz sicher heim."

Ich hatte nur noch zwei Gedanken, erstlich, daß ich mein Taschentuch mit dem Gelde nicht aus den Händen lassen dürfe und zweitens, daß ich mich sofort niederlegen müsse. So nahm ich nun den Rath des Alten an, stützte mich auf seinen Arm und nahm mein Geld in die Hand; so brachen wir auf. Der Croupier ging, zufällig wahrscheinlich, mit uns. Wir durchschritten Gänge und stiegen einige Treppen hinauf, bis wir endlich zu dem Zimmer gelangten, welches für mich bereitet war; der alte Soldat schüttelte mir noch warm die Hand, sagte, daß wir zusammen frühstücken würden und dann, nachdem er mir herzlich gute Nacht gewünscht hatte, verließ er mich. Der Croupier hatte uns ebenfalls begleitet und ging nun mit meinem neuen Freunde fort. Als ich allein war, begab ich mich zu dem Waschtisch und wusch mir das Gesicht, trank dann eine starke Portion frisches Wasser und setzte mich nieder; bald fühlte ich

mich nun auch etwas wohler. Die dumpfe Luft in dem Spielzimmer, das grelle Gaslicht, die Aufregung, alles dies hatte mich in den Zustand versetzt. Jetzt aber hatte das erquickende Wasser, die bessere Luft und das milde Licht meiner Kerze so günstig auf mich eingewirkt, daß ich zu überlegen anfing und mir sagte, es sei wohl gewagt, die Nacht in einem Spielhause zuzubringen, doch noch gewagter sei es, mit der Summe, die ich nun mein nannte, durch die Straßen von Paris zu gehen. Auf meinen Reisen hatte ich ja an noch schlechtern Orten geschlafen. Ich verrammelte dann meine Thür sorgfältig; danach blickte ich noch unter mein Bett und in den Schrank, untersuchte die Festigkeit der Fenster und nachdem ich nun alle die Vorsichtsmaßregeln angewendet hatte, entledigte ich mich der Oberkleider, stellte das Licht in die Asche des Kamins und legte mich, mit meinem Gelde unter dem Kopfkissen, nieder.

Bald fühlte ich, daß ich nicht einschlafen konnte, ja daß ich nicht einmal meine Augen schließen konnte, ich fühlte, daß ich eine Art Fieberanfall hatte. Meine Glieder zitterten und jeder meiner Sinne schien geschärft zu sein.

Ich warf mich hin und her, legte mich mit dem Kopfe an das Fußende des Bettes und versuchte alle nur möglichen Lagen, doch es blieb vergeblich und ich wußte, daß die Nacht eine schlaflose sein würde.

Wenn ich nur wenigstens ein Buch gehabt hätte, um die Zeit mit Lesen zu verbringen; aber es blieb mir nicht Anderes übrig, als mich mit dem üblen Zustande meiner Nerven zu beschäftigen.

Ich stützte mich auf den Ellenbogen und blickte im Zimmer herum, welches von dem Mondlichte sanft erleuchtet war und gestattete, daß ich die Bilder und die Gegenstände darin unterscheiden konnte. Als meine Blicke so von Wand zu Wand liefen, erinnerte ich mich an Le Maistres köstliches kleines Buch, betitelt: „Die Reise durch mein Zimmer.“ Ich beschloß, dem französischen Schriftsteller nachzuahmen und die Gegenstände in meinem Zimmer einer Prüfung zu unterwerfen, um mich in dieser Weise während meiner Schlaflosigkeit zu beschäftigen. Aber bis zum Reflektiren vermochte ich mich bei dem Zustande meiner Nerven nicht zu erheben, ich betrachtete nur die Gegenstände und sonst nichts. Da

war nun zunächst das Bett, in welchem ich lag, mit seinen vier Pfosten, seinen Vorhängen und seinem hohen Giebel, ein echt englisches Bett. Dann der Waschtisch mit der Marmorplatte, von welchem das Wasser, welches ich vergossen hatte, noch immer langsam und langsamer hinunter tropfte; dann die beiden Stühle, auf welchen meine Kleider lagen; ferner ein mit schmutzigen weißen Bezügen versehener Armstuhl, über dessen Lehne mein Kragen und mein Halstuch lagen. Ferner erblickten meine umherschweifenden Blicke eine Art Commode mit zwei oder drei Leuchtern darauf und einem zerbrochenen Schreibzeug von chinesischem Porzellan; dann sah ich den Toilettentisch mit einem kleinen Spiegel und einem großen Nadelkissen. Das Fenster des Zimmers war außergewöhnlich breit, und das Mondlicht, welches durch dasselbe herein kam, zeigte mir ein altes, dunkel gewordenes Gemälde an der Wand; es stellte einen jungen Mann dar, welcher einen hohen spanischen Hut auf hatte, der mit Federn geschmückt war. Der Mann hielt seine Hand über den Augen und blickte, als ob ihn etwas blendete, in die Höhe. Dieses Gemälde zwang

mich, an ihm haften zu bleiben, es schien, als blicke das Gesicht nach der Spitze meines Bettes. — Ich zählte die Federn an dem Hute, drei weiße, zwei grüne; dann bewunderte ich wieder die Spitze an dem Hute, danach sein fortwährendes Hinaufblicken; er schien mir so gespannt hinauf zu blicken, als sehe er den Galgen und erwarte, in jedem Augenblick gehenkt zu werden. Erst hatte ich ihn für Jemand gehalten, der zum Firmamente aufschaut, aber so verzweiflungsvoll konnte nur der aussehen, der gerichtet zu werden fürchtet. Gewiß wird der Henker den schönen Federhut bekommen, phantasirte ich weiter und zählte dann auf's Neue: zwei grüne, drei weiße Federn. — Meine Gedanken wurden durch das sanfte Mondlicht an eine längst vergangene Mondlicht-Nacht in England erinnert, an die ich fast nie wieder gedacht hatte, seitdem sie vorüber war; und nun hier in dem Spielhause auf französischer Erde, vergegenwärtigte sich mir die vergangene Nacht so lebhaft, daß ich Ort, Personen und Unterhaltung so vor mir sah, als wie damals, wo dies an mir vorübergegangen war, und dies

Alles brachte mir das schwache Mondlicht hervor, welches durch mein Fenster strömte.

Ich dachte daran, wie ich in lustiger Gesellschaft in jener Nacht von einem Picknick heimkehrte, und erinnerte mich auch noch der jungen sentimentalen Dame, welche durchaus Childe Harold anführen wollte, weil der Mond dazu einlud.

Was erblickte ich aber auf ein Mal!

Gott! Gott! der Mann auf dem Bilde hat seinen Federhut bis zu den Augenbrauen herab gezogen! Der Hut war hinunter gerutscht, wo waren die Spitzen, die Federn? An der Stelle des Hutes befand sich ein dunkler Gegenstand, waren es die Augen, die Stirn, oder die Hand, welche die Augen früher zu beschatten schien? Aber, bewegte sich denn mein Bett?

Ich drehte mich herum. Was hatte ich denn gemacht? Träumte ich? war ich betrunken? oder bewegte sich das Bett in der That? Die Bettdecke des Bettes sank, sanft, regelmäßig, lautlos, schrecklich auf mich herab. —

Mein Blut schien erstarrt, eine furchtbare Kälte lähmte meine Glieder, ich ließ mein Haupt auf das

Kissen zurückfallen und blickte nach dem Bilde. Und, o Wunder! Jetzt sehe ich nur noch die Weste von der Figur, aber auch diese verschwand, bis — bis ich endlich nichts mehr von ihr sehen konnte.

Ich bin nicht furchtsam, habe oft mein Leben Gefahren ausgesetzt, aber nie empfand ich etwas Aehnliches, als in den Augenblicken, wo ich sah, wie sich die Decke von dem schweren Bette auf mich senkte; ein panischer Schrecken hatte mich ergriffen, ich lag noch immer athemlos, sprachlos, bewegungslos da. Das Licht erlöschte nun auch so eben, aber das Mondlicht glänzte noch hell. Die Decke, welche dazu bestimmt schien, mich unter ihrer Wucht zu begraben, kam langsam noch näher und immer fester schien ich auf der Stelle festgebannt, wo ich lag; schon spürte ich den Staub, der oben gelegen hatte, in meine Nasenlöcher dringen. Aber noch im letzten Moment kam die Selbstbeherrschung mir zurück und ich hatte die Macht, mich aus dem Bette gleiten zu lassen; als ich geräuschlos auf den Boden fiel, berührte schon die Kante der mörderischen Decke meine Schulter.

Kalter Schweiß drang aus allen meinen Poren, ich

erhob mich ein wenig, aber wenn mir auch in diesem Augenblicke Mittel zu meiner Rettung geboten worden wären, ich hätte sie nicht annehmen können, denn ich war wie festgenagelt an der Stelle, mein ganzes Leben schien nur noch in meinen Augen zu liegen.

Die schwere Decke, sammt ihrem ganzen Aufputz von Posamentierarbeiten, Franzen und mehr dergleichen war niedergelassen und zwar so dicht, daß nicht einmal soviel Raum zwischen ihr und dem Bett geblieben war, daß ein Finger hätte Raum finden können. Ich berührte das, was ich für eine gewöhnliche Decke eines Himmelbettes gehalten hatte und fand, daß es eine schwere Matratze war; die Bettpfosten standen nun gräßlich kahl da. In der Mitte der Decke war eine außerordentlich große, hölzerne Schraube angebracht, die absichtlich los gedreht worden war. Der ganze schreckliche Mordapparat hatte sich geräuschlos niedergelassen. Ein solches Mordinstrument hätte viel eher in die Zeit der Inquisition, oder in die entlegenen Wirthshäuser der Gebirge gepaßt, nicht aber für das neunzehnte Jahrhundert und in der lebhaftesten Stadt der Welt. Noch immer starrte ich

das gräßliche Mordwerkzeug an, aber die Macht des Denkens kam mir langsam zurück. Ich machte mir nun tausend Vorwürfe, daß ich mich so vertrauensvoll den beiden Fremden anvertraut hatte, die mich hier her geführt hatten, um mich zu tödten und mir dann das gewonnene Geld und meine andere Habe abzunehmen. Ich dachte, wie mancher Unglückliche mag sich hier an dieser Stelle mit seinem Gewinn niedergelegt haben, um nicht wieder aufzustehen. Hier tödtete man ihn und er war für die Welt auf immer verschwunden.

Nachdem die schwere Decke ungefähr zehn Minuten auf dem Bette gelegen hatte, begann sie sich wieder zu erheben. Die Gräßlichen, welche sie herab gelassen hatten, glaubten ihr schlechtes Werk sei vollendet. Sie glaubten mich todt. Geräuschlos hatte sich „der Himmel" des Bettes, wie er gekommen war, wieder gehoben und seine alte Stelle eingenommen; nachdem er auf den vier Pfosten war, war auch die Decke des Zimmers an der Stelle erreicht; — man sah weder Loch noch Schraube, das ganze hatte das Aussehen eines ganz soliden Gardinenbettes. Jetzt nun erhob ich mich, kleidete mich schnell

an und spähete nach einem Rettungswege. Ich verrichtete Alles so leise als möglich, denn ich wußte wohl, hätte man gehört, daß ich nicht erstickt sei, so wäre ich gewiß dennoch ermordet worden. Ich lauschte, aber weder Fußtritte noch ein anderes Geräusch vernahm mein Ohr, überall herrschte Ruhe. Die Thür hatte ich mit einer hölzernen Kiste, die ich unter meinem Bette gefunden, am Abend verbarrikadirt, sollte ich sie fortnehmen? Nein, denn das würde Geräusch machen. Ich ging an das Fenster auf den Fußspitzen.

Mein Zimmer befand sich im ersten Stock und ging nach der Straße hinaus, welche Sie auf Ihrer Skizze so getreu wiedergaben. Ich öffnete das Fenster mit der Vorsicht eines Diebes, geräuschlos, langsam, höchst furchtsam. — Ich blickte auf die Straße hinab, an die Seiten des Hauses entlang; an der linken Seite entdeckte ich die dicke Wasserröhre, welche Sie ebenfalls zeichneten; sie lief dicht neben dem Fenster vorbei. — Ich athmete zum ersten Male, seitdem ich die Decke sich hatte herab senken sehen, frei auf, denn ich wußte, nun sei ich gerettet!

Mancher würde davor zurück gebebt sein, an der Rinne entlang zu rutschen, aber ich war allezeit ein guter Turner gewesen und wußte, daß Kopf, Hände und Füße mir auf dieser Wanderung gute Dienste leisten würden. Schon hatte ich den Fuß auf das Fensterbrett gesetzt, als ich mich meines Taschentuchs mit dem Golde unter meinem Kopfkissen erinnerte. Ich hätte es wohl zurücklassen können, aber ich wünschte rachevoll, daß die schlechten Bewohner des Spielhauses, sowohl ihr Opfer als auch ihren Raub verlieren sollten.

Ich ging noch einmal zu der gräßlichen Lagerstätte und nahm mein Geld und hing es mir auf den Rücken, während meines Rittes an der Rinne entlang. Ich hörte, als ich eben das Taschentuch mit seinem schweren Inhalte befestigte, Geräusch im Zimmer, der Athem stockte mir wieder, aber es war nur die Nachtluft, welche durch das Zimmer blies. Mit einem Schwunge war ich aus dem Fenster und ergriff die dicke Rinne mit Händen und Füßen. Ich gelangte, wie gehofft, unten an, und da ich ein Polizei-Bureau in der Nähe wußte, lief ich dahin und meldete den Vorfall, in meinem schlechten Französisch.

Wahrscheinlich hielt mich der Polizist zuerst für einen betrunkenen Engländer, den man beraubt hatte, aber als er hörte, daß ich wirklich so Schreckliches erlebt hatte, schloß er seine Papiere in eine Schublade, nahm seinen Hut, lieh mir einen zweiten, denn ich war ohne Kopfbedeckung, beorderte etwas Militär und verschiedene Instrumente, Thüren und Schlösser zu öffnen, reichte mir den Arm, und so gingen wir dem Spielhause zu. Unterwegs fragte der Polizeibeamte noch nach den nähern Umständen, und als wir vor der Thür angelangt waren, wurde das Haus von allen Seiten mit Wachtposten umstellt und dann in wahrhaft erschrecklicher Weise angeklopft.

Ein Licht erschien am Fenster und es folgte nun der Ruf: „Oeffnen, im Namen des Gesetzes!"

Nach diesem Befehl öffneten sich Schloß und Riegel und ein halb angekleideter, geisterbleicher Kellner erschien. „Wir wünschen den Engländer zu sehen, der hier im Hause schläft," sagte der Polizist; ich hielt mich versteckt hinter ihm.

„Er ging vor einigen Stunden fort," lautete die Antwort.

„So ist es nicht! Nur sein Freund hat das Haus verlassen, er blieb hier; zeigen Sie uns sein Zimmer!"

„Ich schwöre es Ihnen aber, Herr Souspräfect, er ist nicht hier!"

„Und ich, mein Herr Garçon, schwöre Ihnen, daß er hier ist. Er schlief hier, fand Ihr Bett äußerst comfortable und kam zu uns, dies anzuzeigen. Er befindet sich hier unter denen, die mir gefolgt sind. Ich bin gekommen, um in seinem Bett nach Insekten zu suchen. Haben Sie mich nun verstanden?"

Der Ober-Polizeimann rief einen seiner Leute und befahl, den Kellner sofort zu arretiren. Danach sagte er zu uns: „Nun, meine Herren, hinauf!"

Das ganze Haus war inzwischen wach geworden, Männer und Frauen kamen herbei gelaufen, darunter auch mein besorgter, verdächtiger Freund von gestern Abend. Ich bezeichnete Zimmer und Bett, wo ich geschlafen hatte und wir begaben uns unverzüglich nach dem Zimmer, welches über dem meinigen war. In dem

ganzen Raume war nichts Verdächtiges zu sehen. — Der Polizist stampfte einige Male auf den Fußboden, beleuchtete dann alle Stellen sorgfältig und befahl schließlich, daß an einer Stelle, die er näher bezeichnete, die Dielen aufgehoben würden; dies geschah ohne große Mühe in kurzer Zeit, und wir erblickten eine große Oeffnung zwischen dem Fußboden und der Decke des untern Zimmers, die stark eingeölt war und die Schraube umfaßte, welche mit der fürchterlichen Decke des Gardienenbettes in dem untern Raume zusammen hing. Hier befanden sich auch noch andere frisch geölte Schrauben, Hebel mit Filz überzogen, um sie unhörbar zu machen; kurz, alle Werkzeuge einer sehr schweren Presse. Alles war mit einer höllischen Grausamkeit darauf berechnet, die Opfer, in jenem Marterbette, sicher zu tödten. Die ganze Maschinerie wurde mit einigen Schwierigkeiten zusammengesetzt, dann begaben wir uns, der Anführer und ich, in das untere Zimmer, und die entsetzliche Maschinerie wurde durch die Polizisten, welche oben waren, in Bewegung gesetzt, und der Betthimmel ließ sich auch sehr geräuschvoll herab. Der Präfect bemerkte: „Meine Leute

sind noch Neulinge bei dieser Maschine, die Leute, deren Geld Sie gewannen, besitzen mehr Praxis." —

Zwei Polizei-Agenten blieben in dem Hause mit dem Befehl zurück, Jeden auf der Stelle zu arretiren, der sich hinaus begeben wollte.

Der Souspräfect hatte die ganze Angelegenheit zu Protokoll genommen und begab sich dann mit mir in mein Hotel, um meinen Paß nachzusehen.

„Glauben Sie in der That,mein Herr, daß wirklich schon Menschen in dem Bett erstickt worden sind?" fragte ich den Oberpolizisten unterwegs.

„Ich habe Dutzende von todten Menschen gesehen, die in ihrer Tasche Briefe hatten, welche benachrichtigten, daß sie sich in die Seine gestürzt, weil sie ihr Geld in einem Spielhause verloren hätten. Wer kann wissen, ob diese Menschen nicht ihr Geld an derselben Stelle gewannen, wo Sie gewannen? Ob sie nicht erstickt wurden, wo Sie den Tod finden sollten? Vielleicht steckte man ihnen, bevor man sie in die Seine warf, erst einen Brief, voll von Lebensüberdruß, in das Portefeuille? Niemand kann wissen, wie

viel Menschen unter der schrecklichen Maschinerie erstickt worden sind, denn der Tod schloß ja den Gepeinigten den Mund. Doch jetzt, gute Nacht! mein Herr," sagte mein Begleiter, „oder vielmehr, guten Morgen! Mein Dienst beginnt um neun Uhr, und um dieselbe Zeit bitte ich Sie, wieder zu mir kommen zu wollen."

Der Rest meiner Geschichte ist nun bald erzählt. Ich wurde oft verhört, das Spielhaus von dem Boden bis zu dem Keller genau durchforscht, die Gefangenen wurden einzeln verhört, und zwei von ihnen legten auch ein offnes Geständniß ab. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, daß der alte Soldat, der sich meiner an jenem Abend so freundschaftlich angenommen hatte, der Eigenthümer des Spielhauses sei, der vor einigen Jahren als Vagabond aus der Armee gestoßen worden war, daß er nun auch als Diebeshehler verdächtig sei, weil er im Besitze vieler gestohlener Waaren befunden wurde.

Sein treuer Beistand in allem Schlechten war der Croupier und außerdem noch das Weib, welches mir den Kaffee bereitet hatte. Diese Drei allein kannten auch nur das Geheimniß des schrecklichen Bettes. Die beiden

Männer kamen auf die Galeeren und das Weib für einige Jahre in's Zuchthaus. Die Stammgäste des Hauses wurden als verdächtig erklärt und unter die Aufsicht der Polizei gestellt. Ich selbst aber wurde für einige Zeit der „Löwe des Tages“ in Paris. Mein Abenteuer wurde sogar dreimal dramatisirt, erblickte aber nie das Lampenlicht, weil die Polizei nicht erlaubte, daß das schreckliche Bett des Spielhauses auf der Bühne kopirt werde, und darin lag doch gerade der Haupteffekt. Ich aber war für immer von dem Spiele Roth und Schwarz geheilt; denn so oft ich einen grünen Tisch mit Karten und Bergen Geldes erblickte, stellte sich stets das mörderische Bett daneben und die Angst, welche ich damals erlitt.

Als Mister Faulkner das letzte Wort ausgesprochen hatte, fuhr er von seinem Sitze auf und rief aus: „Um des Himmelswillen, bei meiner Erzählung vergaß ich ganz, daß ich hier her gekommen bin, um mich zeichnen zu lassen; jetzt habe ich Sie um die Zeit gebracht und mich um das Portrait!“

„Im Gegentheil!“ erwiderte ich lachend, „Sie hätten

nichts Besseres thun können, denn während Sie mir erzählen, ließen Sie mich Ihr Gesicht in natürlicher Ausdrucksweise sehen. Das Bild ist gelungen!"

Anmerkung von Mistreß Kerby.

Ich muß der Geschichte noch hinzufügen, daß unser junger Seemann gestern Abend während des Erzählens bemerkte, daß er nie in einem Himmelbett schlafen könnte, ohne zu fürchten, die Decke würde herabstürzen und ihn ersticken. William sagte mir zwar, es würde diese Bemerkung unsres jungen Freundes den Lesern gleichgültig sein, doch ich kann mich nicht entschließen, sie fortzulassen. Mögen sie auch nur mit kleinen Buchstaben gedruckt in einer Ecke des Buches ihren Platz finden.

Die

Erzählung des Rechtsanwalts

von dem gestohlenen Brief.

Einleitung.

Als ich mich einst in dem berühmten Kurorte Tidbury an der Marsh befand, erhielt ich den ehrenvollen Auftrag, den berühmtesten und geschäftigsten Rechtsanwalt der Stadt, Mister Boxsious, in Lebensgröße zu malen.

Es sollte das Bild auf Kosten des Magistrats und der Bürger der Stadt gemalt und, nachdem es vollendet, Mister Boxsious als ein Beweis der Liebe und Hochachtung übergeben werden, für die Verdienste, welche der vielbeschäftigte Mann der Stadt und ihren Bewohnern geleistet hatte. Auf die Empfehlung eines meiner Freunde hatte ich das Glück gehabt, diese Arbeit

zu erhalten und es wurde mir ein Tag bestimmt, an welchem ich Mister Borsious in seiner Wohnung zu einer Sitzung für das Gemälde bereit finden würde. Ich stellte mich auch pünktlich an dem bezeichneten Tage mit meinem Malerwerkzeug bei ihm ein, und wurde auch sofort in ein gut möblirtes Zimmer geführt, von welchem ich die Aussicht auf einen hübschen viereckigen Grasplatz hatte, hinter welchem sich ein neues Hotel der Stadt erhob; weiter die Straße entlang, sah ich das Haus des Doctors mit einer farbigen Laterne daran, und nicht weit davon, das des Banquiers mit einfacher Laterne, außerdem erblickte ich noch einige Privatgebäude und die Wohnungen der verschiedenen Handwerker des Ortes. Als ich eben über die verschiedenen Häuser Betrachtungen anstellen wollte, hörte ich eine kreischende unangenehme Stimme hinter mir, welche rief: „Nun, mein Herr Maler, nennen Sie das an die Arbeit gehen? Wo sind die Pinsel, der Farbenkasten und alles Uebrige, was Sie zum Malen benöthigen? Mein Name ist Borsious und ich bin hier um Ihnen die Sitzung zu meinem Bilde zu gewähren!“ —

Ich drehte mich um und erblickte einen kleinen krummbeinigen Mann, der die Hände in den Hosentaschen hielt. Er hatte hellgraue Augen mit gerötheten Lidern und sein Haar war bereits ergraut, sein Gesicht war außergewöhnlich roth, sein Blick zeigte Unverschämtheit und Klugheit.

Als ich ihn betrachtet hatte, sagte ich mir, erstlich daß dieses kleine Männchen kein besonders günstiger Gegenstand für die Begeisterung eines Malers sei und zweitens, wie unverschämt er auch immer sein würde, wollte ich meiner Würde doch nichts vergeben.

„Ich werde gleich bereit sein!“ erwiderte ich kurz.

„Fertig? — gleich?“ — wiederholte mein Kunde, „wie meinen Sie das, Herr Maler? Ich bin nun bereit! Welchen Contract haben Sie mit dem Rath der Stadt abgeschlossen? Wer hat subscribirt für das Bild? Und, wo ist denn nun mein Contract? Da soll ich mich nun so ohne Weiteres malen lassen, ohne Contract, ohne irgend eine Garantie, ohne alle Logik des Gesetzes. Doch halt! Lassen Sie mich Ihre Farben sehen! Sind es auch die besten, die es giebt? Ich

warne Sie, Herr, es wäre als Contractbruch zu betrachten! Und Ihre Pinsel? Nun, warum denn alte? Die Stadt bezahlt Ihnen doch die Arbeit gut, warum nehmen Sie keine neuen Pinsel? So, Sie malen besser mit alten Pinseln? Das verstehe ich nicht! meine Magd reinigt die Zimmer mit neuen Besen viel besser als mit alten, und meine Schreiber schreiben besser mit neuen Federn als mit alten. Nun, Sie sehen ja aus, als wenn Sie böse auf mich wären? Sie können es ruhig sein, das ist mir ganz gleichgültig und wenn Sie auch noch böser werden, mir ist das Alles eins! Ich bin kein Jüngling, mich rührt das nicht! Ich bin Borxious, der Rechtsanwalt, der einzige Mann in der Welt den man beschimpfen darf, versuchen Sie nur, wenn's beliebt!"

Dann schüttelte sich der kleine Mann und ging an's Fenster. Ich wußte nicht, was ich von diesen sonderbaren Aeußerungen halten sollte. Waren sie Scherz oder Ernst? Ich nahm einen etwas strengen Blick an und bereitete mich zum Malen vor.

„Kommen Sie nur her!" rief mein Männchen von dem Fenster aus, „sehen Sie dort den dicken Mann mit

der Schnupftabacksnase auf der Straße schlendern? Das ist mein Lieblings-Feind Dunball. Er hat zehn Jahre hindurch mit mir gestritten und er hat mich doch nicht aus meiner Langmuth und meinem Wohlwollen für ihn heraus bringen können. Sehen Sie nur wie finster er mich ansieht; ich aber lache und nicke ihm freundlich zu: „Guten Morgen, guten Morgen, Mister Dunball!“ rief der Kleine, und zu mir gewendet sagte er dann: „sehen Sie nur wie er den Kopf zurück wirft, er bläht sich stolz auf als wäre er noch viermal so dick als er wirklich ist. Aergerlich und stolz geht er weiter! Dieser Mensch kämpft nun schon wie gesagt, zehn Jahre gegen meine Liebenswürdigkeit und reibt sich dabei auf; sollte er einmal plötzlich sterben, so werde ich die unschuldige Ursache seines Todes sein.“

Mister Vorsious unterstützte seine fatale Prophezeihung mit fortwährendem Nicken und Lachen aus dem Fenster, während das unglückliche Opfer seiner Bosheit so schnell als möglich vorüberschritt. Als er seinen Lieblings-Feind aus dem Gesichte verloren hatte, lief er einige Male das Zimmer auf und ab, während

ich meine Leinewand auf der Staffelei befestigte und gerade als ich ihn bitten wollte, sich nun zur Sitzung zu bequemen, schrie er: „Nun, nun, mein Herr Maler, im Interesse Ihrer Arbeitsgeber, des Rathes der Stadt, frage ich Sie, wann werden Sie sich endlich an die Arbeit machen?“

„Sie erlauben mir wohl, Mister Boxsious,“ hob ich an, „Sie im Interesse des Rathes der Stadt zu fragen, wann Sie Ihre Spaziergänge durch das Zimmer aufgeben und sich niedersetzen werden, damit ich Sie malen kann?“

„Ah gut gegeben, verteufelt gut!“ erwiderte Mister Boxsious, „das ist das erste vernünftige Wort, welches Sie seit Ihrer Ankunft gesprochen haben, ich fange schon an Sie zu lieben!“ Dann nickte er mir freundlich zu und ging zu dem hohen Sessel, welchen ich ihm zu der Sitzung hingestellt hatte.

Nachdem ich ihn so gesetzt, wie ich ihn aufnehmen wollte, bestand er darauf en face gemalt zu werden, weil der Magistrat auf diese Weise mehr für sein Geld haben würde. Dann fragte er mich, ob ich mehr so

gute Aufträge habe als diesen. „Ach nein," erwiderte ich, „ich würde bald ein armer Mann sein, wenn ich alle Gemälde in Lebensgröße ausführen müßte."

„Sie arm?" entgegnete er, „nun, das sieht man Ihnen gerade nicht an! Ihr Rock ist nicht zerrissen, Ihr Hemd ist rein und Ihr Kinn ist glatt und sorgfältig rasirt. Sie haben das Aussehen eines Menschen, der in einem ordentlichen Bette schläft und nicht hungert. — Mir dürfen Sie keine Possen von Ihrer Armuth aufbinden wollen. Ich weiß, wie die Armuth beschaffen ist; arme Menschen haben das Aussehen einer Vogelscheuche, fühlen wie eine Vogelscheuche und wünschen behandelt zu sein wie eine Vogelscheuche. Ich kann von Armuth mitsprechen, denn, ich war in Ihrem Alter arm wie eine Kirchenmaus, mein Herr Künstler!"

Mit diesen Worten warf er sich so unruhig in seinem Stuhle hin und her, daß ich ihn bitten mußte, still sitzen zu bleiben.

„Es muß eine sehr angenehme Rückerinnerung für Sie sein," sagte ich, „wenn Sie an das stufenweise Fort-

schreiten von der Armuth zu Ihrem gegenwärtigen Wohlstand denken."

„Stufenweise? sagen Sie," rief Mister Borsious aus, „ich machte diesen Sprung schnell, verdammt schnell, denn ich gewann fünfhundert Pfund an einem Tage bei meinem ersten Rechtsfall."

„Das war allerdings eine außergewöhnliche Stufe des Fortschritts! Hätten Sie nicht Lust mir etwas aus Ihrem interessanten Leben mitzutheilen, ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein."

„Ja, sehr gern, aber da müßte ich Sie doch erst im Interesse des Rathes der Stadt fragen, ob Sie auch eben so ungestört malen können, wenn ich spreche, damit das Gemälde darunter keinen Schaden erleide," fragte er.

„Im Gegentheil," versicherte ich ihm, „ich kann viel besser malen, wenn Sie mir eine interessante Geschichte erzählen."

„Was," rief er aus, „ich soll Ihnen eine Geschichte erzählen? Das verstehe ich nicht, aber einen Bericht will ich Ihnen erstatten, wenn es gefällig ist!"

Ich war glücklich als ich sah, wie sich der kleine Mann ruhig in seinen Stuhl zurecht setzte, bevor er zu erzählen anfing. Seine sonderbare Art und Weise machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich noch genau fast jedes seiner Worte erinnere, und ich werde ihn nun selbst seine Geschichte dem Leser erzählen lassen.

Ich bin während meines ganzen Lebens in keines Menschen Diensten gewesen, denn ich etablirte mich gleich, nachdem ich das Recht hatte zu practisiren in einer Provinzialstadt. Ich besaß ein kleines Capital, meine Bekannte dagegen waren nur arme Leute; der eine von ihnen machte jedoch eine Ausnahme davon, dieser war der Sohn eines Mister Gatliffe, welcher der stolzeste und reichste Mann in jener Gegend war. —

„Doch, hören Sie auf mit dem Malen, denn Sie werden etwas an mir verderben; Malen und Zuhören, das geht nicht gut!“ „Ja, ja!“ versicherte ich.

„Nun, Sie müssen nicht etwa glauben,“ fuhr mein Nachbar fort, „daß ich Ihnen den wahren Namen jenes

Mannes sagte; nein, so blos stelle ich Niemand! Ich nannte Ihnen den ersten besten Namen, der mir über die Lippen kam. Mein Freund, der Sohn dieses Mannes, hieß Frank Gatliffe, war sehr intim mit mir und empfahl mich, wo er nur konnte. Dafür lieh ich ihm zuweilen kleine Summen — gegen geringe Zinsen — damit er nicht in die Hände der Juden fallen sollte. Dieses Geld lieh ich Mister Frank, während er auf dem College war. Als er nach Hause zurückkehrte, hatte er das Unglück sich in die Gouvernante seiner Schwester zu verlieben und er beabsichtigte auch, sie zu heirathen, so erzählte man wenigstens in der Nachbarschaft. — Sie wünschen den Namen der Dame zu wissen, nicht wahr, Herr Künstler? Nun, gefällt Ihnen „Schmidt?" —

Ich suchte Mister Frank auf und er erzählte mir, daß er wirklich die Absicht habe seinen „theuern Liebling" zu heirathen, wie er das Mädchen nannte. Als der Sohn dem Vater die Absichten mittheilte, die er vor hatte, nahm die Sache den gewöhnlichen Verlauf, der Vater sagte „Nein", wo der Sohn ein „Ja" verlangte. Die Gouvernante wurde mit einem Geschenk verab-

schiedet und es trat nun die Frage auf, was jetzt mit dem Sohn zu thun sei. Der junge Mann suchte seine Geliebte in London auf, die dort bei einer Tante Wohnung genommen hatte; allein diese Verwandte wollte es nicht erlauben, daß der junge Mann ohne die Erlaubniß seines Vaters bei ihr erscheine.

Darauf schrieb Frank seinem Vater, daß er ihn entweder das Mädchen heirathen lasse oder er würde sich eine Kugel durch den Kopf jagen.

Da wurde denn Familienrath gehalten und Vater, Mutter und Schwester erschienen schleunigst in London und — statt des noch fest beabsichtigten „Nein", sagte der Alte endlich doch „Ja."

Die Gouvernante war übrigens aus guter Familie; ihr Vater war früher in der Armee, wurde dann Weinhändler, wurde banquerott und starb; seine Frau folgte ihm bald in's Grab nach. Es war also Niemand weiter um Erlaubniß zu fragen, als jene alte Tante, die in berechneter Vorsicht dem jungen Liebhaber die Thür vor der Nase zugeschlagen hatte. Man einigte sich bald und der Hochzeitstag wurde festgesetzt und in den Zeitungen

las man die Anzeige, mit einer umständlichen Biographie des Vaters der Braut; daß er zuletzt, nachdem er den Militärdienst verlassen hatte, Weinhändler gewesen, davon stand kein Wort darin. —

Eines Tages begegnete mir Frank und führte mich bei seiner zukünftigen Frau ein. Unterwegs fragte er mich, ob ich ihn nicht für einen sehr glücklichen Menschen halte. Ich bejahte die Frage natürlich und bestätigte dieselbe noch mehr, nachdem ich das bildhübsche junge Mädchen gesehen hatte. Ihre Wangen waren rosenroth, ihre Lippen frisch, kurz, sie war sehr hübsch! Jetzt hat sie eine ziemlich große Familie, ihre Wangen sind fetter geworden, ihr Teint dunkler, seit jener Zeit, das versteht sich von selbst! —

Die Hochzeit fand an einem Mittwoch statt. Ich erinnere mich noch sehr deutlich an das Jahr und den Monat. Am Montage zuvor saß ich des Morgens früh in meinem Arbeitszimmer, als Mister Frank, bleich wie der Tod, zu mir in's Zimmer stürzte und sagte, daß er unverzüglich meiner Dienste bedürfe.

„Es ist dies also ein Geschäftsbesuch, Mister Frank?“ fragte ich. „Ja oder nein, Mister?“ fragte ich und nahm mein Federmesser zur Hand und spielte mit demselben.

„Ja, mein Lieber,“ antwortete er, „ich bedarf Deiner Freundschaft jetzt in einer geschäftlichen Angelegenheit.“

„Nun, sage mir doch in kurzen Worten, was Du eigentlich von mir willst?“ drängte ich ihn. „Wenn Du Dich übrigens am Mittwoch verheirathen willst, so begreife ich nicht recht, wo Du jetzt so viel überflüssige Zeit hernimmst,“ setzte ich noch hinzu. Er nickte mir stumm zu, und ich stach ihn ein wenig mit dem Messer, um ihn von seiner Sentimentalität aufzurütteln.

„So höre denn,“ sagte er. „Meine Braut hat mir Etwas aus dem Leben ihres Vaters anvertraut; weil sie vor ihrem zukünftigen Mann kein Geheimniß haben will.“ Dann schwieg Frank wieder, und ich fing wieder an, ihn mit meinem Federmesser zum Fortfahren zu ermuntern.

„Meine Braut,“ sagte Frank, „behauptet, ihres Vaters Unglück hat mit dem Austritt aus der Armee

begonnen; denn er hatte keine Geschäftskenntnisse, sein Buchhalter betrog ihn, und gleich vom Anfange an ging das Geschäft rückwärts."

„Wie hieß der Buchhalter?" fragte ich. — „Davager," lautete die Antwort, die ich gleich notirte. — „Das Geschäft ging immer schlechter; Entehrung und Banquerott standen vor der Thür, und in diesen verzweiflungsvollen Verhältnissen —" Mister Frank zögerte.

Das Gesetz hat zwei Hilfsmittel die Zögernden zum Sprechen zu bewegen, den Schreck und den Scherz, ich wendete hier den letztern an.

„Ah," sagte ich, „ich weiß, was der Mann that! Er sollte irgend Etwas unterschreiben, und — wie es uns in zerstreuten Tagen ergeht — er schrieb einen andern Namen als den seinigen unter irgend ein geschäftliches Etwas!"

„Ja," sagte Frank, „es war ein Wechsel. Sein bedeutendster Gläubiger wollte warten, bis er das Geld auftreiben würde, natürlich vergrößerte sich die Schuldsumme enorm dadurch."

„Die Fälschung wurde also entdeckt?“ fragte ich einen Gedankensprung machend.

„Noch bevor der Wechsel in den Verkehr gelangte; er hatte in seiner Unschuld einen ganz verkehrten Weg zur Fälschung eingeschlagen.

„Die Person, deren Namen er unterschrieben hatte, war intim befreundet mit ihm und seiner Frau, dabei sehr reich und gut, außerdem hatte sie auch großen Einfluß auf den Hauptgläubiger und wendete denselben auch an. Diese Person hatte eine ganz besondere Neigung zu der Frau meines Schwiegervaters.“ — „Aber komme doch nur zur Sache! Was that er denn in der Geschäftsangelegenheit?“

„Er steckte den falschen Wechsel in's Feuer und stellte einen richtigen auf seinen Namen aus — und dann — so erzählt meine theure Braut — waren Alle recht glücklich.“

„Nun,“ entgegnete ich in meinem Geschäftston, „dümmer kann Keiner handeln! Und der Vater? Was geschah denn nun nachdem?“

„Er war krank,“ fuhr Frank fort, „aber er sammelte seine Kräfte und schrieb noch denselben Tag einen dankvollen Brief an den Mann und versprach ihm, daß er Alles verkaufen wolle, um ihm sein Geld zurück zu geben. Er verkaufte auch seine ganze Habe, von den Familiengemälden angefangen, bis auf den letzten Stuhl im Zimmer. Aber es war vergeblich, denn es war schon zu spät. Das Verbrechen, ausgeübt in jenem bedrängten Augenblick, verfolgte ihn täglich, stündlich, wie ein böser Geist; er glaubte für immer die Achtung seiner Frau und Tochter verloren zu haben, und —

„Starb,“ ergänzte ich und stach wieder mit meinem Federmesser zu. „Laß uns noch einmal auf den Brief zurückkommen, den er damals im Gefühle der Dankbarkeit geschrieben hat. Weißt Du nicht, Frank, ob der Brief auch des Betruges erwähnte?“

„Ja,“ antwortete Frank, „wie konnte er von seiner Dankbarkeit reden, ohne die Ursache zu erwähnen?“

„Sehr gut! wenn er Jurist gewesen wäre,“ sagte ich. „Aber ich errathe jetzt; Jener Brief wurde ge-

stohlen und zwar von dem betrügerischen Buchhalter, Mister Davager!"

„Richtig, so ist es!" rief Frank verwundert aus, „das ist es nun, was ich Dir mittheilen wollte."

„Wie setzte er Euch denn von seinem Diebstahl in Kenntniß?" fragte ich.

„Oh, in meiner Gegenwart wagte er es nicht," fuhr Frank fort, „aber als meine Braut heute allein ausging, nahete er sich ihr und sagte, daß er ihr eine Mittheilung aus früheren Tagen zu machen habe und zeigte ihr dann den unglückseligen Brief von der Hand ihres Vaters und übergab ihr einen zweiten an mich gerichteten; dann verbeugte er sich, ging davon und ließ das arme Mädchen, halb todt vor Schreck, allein. O, wäre ich nur dabei gewesen," rief Frank, seine Fäuste ballend, „ich hätte ihn getödtet!"

„Es ist das größte Glück, daß Du nicht dabei gewesen bist," erwiderte ich. „Hast Du den andern Brief?"

Er händigte ihn mir ein; derselbe war so humoristisch und kurz, daß ich ihn nicht vergessen habe. Er lautete:

„Mein Herr! ich habe eine außerordentlich merkwürdige Handschrift zu verkaufen. Der Preis ist eine 500-Pfund-Note. Die junge Dame, welche Sie am Mittwoch heirathen wollen, wird Ihnen Näheres über den Werth des Briefes mittheilen. Sollten Sie den Brief nicht kaufen wollen, so werde ich eine Copie desselben der hiesigen Zeitung zum Druck übergeben und werde diese Merkwürdigkeit, am Dienstag Nachmittag, Ihrem Herr Vater übersenden. Da ich in Familienangelegenheiten kam, so habe ich meine Wohnung im Hotel Gatliffe Arm.

Ihr gehorsamer Diener

Alfred Davager."

„Das ist ein geschickter Kerl," sagte ich und legte den Brief in eine besondere Schublade.

„Geschickt?" rief Frank aus. „Ein Betrüger ist er und zwar vom Kopf bis zur Zehe! Ich hätte die Angelegenheit selbst geordnet, aber mein Mädchen bat mich, daß ich sie zuvor mit Dir überlege."

„Das war gut," sagte ich, „aber glaubst Du, daß

Dein Vater, wenn er diesen gestohlenen Brief erhält, Deine Heirath rückgängig machen wird?"

„Ach," entgegnete Frank, „was mein Vater thun würde, daran habe ich noch gar nicht gedacht; aber das gute, ehrliche, großmüthige Mädchen will mich durchaus meines Versprechens entbinden, wenn der Vater auch nichts einwendet, sie will lieber sterben als heirathen, wenn der Brief in der Zeitung erscheint." Dabei fing Frank an zu weinen, und ich stach ihn so heftig mit meinem Messerchen, daß er aufhörte. Ich stellte dann die zwei Fragen an ihn: „Weiß das junge Mädchen vielleicht, ob dieser höllische Brief das einzige Schreiben aus jener trüben Zeit ist? Und zweitens, bist Du geneigt, Mister Davager die verlangte Summe zu bewilligen?"

„Ja," sagte Frank, „ich will ihm das Geld geben." Der junge Mann fragte eben nicht viel nach dem Werth des Geldes.

„Frank," sagte ich, „Du kamst hier her um meine Hilfe zu beanspruchen, und bist doch schon entschieden zu thun, was Dir beliebt? Ich mache Dir also folgenden

Vorschlag; ich gehe hin und suche von Mister Davager den Brief zu erlisten, gelingt es mir nicht, so gieb ihm morgen Nachmittag das verlangte Geld, mir aber bist Du dann nichts schuldig; erlange ich aber den Brief, so giebst Du mir das Geld. Bist Du damit einverstanden?"

„Höre doch mit dieser Frage auf, Herzensjunge," schrie Frank laut aus. „Ich sage tausend Mal ja dazu! Geh' nur und verdiene Dir schnell das Geld! — und —

„Du wirst es mir geben," setzte ich hinzu! „Jetzt aber mache, daß Du nach Hause kommst; tröste Deine Braut und freue Dich des Gedankens, daß am Mittwoch nach der Trauung alle Briefe der Welt Dir nicht mehr zu schaden vermögen an Deinem Liebesglück." Mit diesen Worten schob ich ihn zur Thür hinaus und fing nun an zu überlegen, wie ich am leichtesten zu meinem Ziele gelangen könnte.

Zunächst schrieb ich Mister Davager, daß ich beauftragt sei, die Angelegenheit des Briefes zu ordnen und daß ich ihn um eine Unterredung bitten lasse. Die Antwort lautete, daß er zwischen 6—7 Uhr Abends

bei mir sein würde. Er ließ mich also noch Zeit verlieren zu seinen Gunsten. Ich erwartete Herrn Davager, beauftragte aber meinen ehrlichen Tom vorher noch mit einigen Verhaltungsmaßregeln.

Mein Tom war ein gescheidter Bursche von vierzehn Jahren. Ich versteckte den Burschen bevor Mister Davager erschien und sagte ihm, daß er nicht früher zum Vorschein kommen möge, bis ich klingeln würde, wenn ich einmal klingeln würde, so hätte er nur den Herrn hinaus zu begleiten, klingelte ich jedoch zwei Mal, so hätte er den Herrn zu verfolgen bis in sein Hotel. Dies war Alles, was ich vorläufig anordnen konnte. Ich wußte, daß Tom der schlaueste aller Burschen war.

Punkt ein Viertel nach Sechs Uhr kam mein Mister Davager.

In unsern Beschäftigungen müssen wir mit den verschiedensten Menschen verkehren, mit Reichen und Armen, mit Reinlichen und Schmutzigen, aber einen so unsaubern gemeinen Menschen, wie Davager, hatte ich denn doch noch nicht vor mir gesehen. Er hatte weißes Haar und ein Gesicht voll Pockennarben; eine niedrige Stirn,

und einen fetten Unterleib; der Körper stand auf schwächlichen Füßen. Seine Augen waren mit Blut unterlaufen; er hatte Spirituosen genossen, das roch man von weitem, und kauete Taback als er eintrat. — „Wie geht es?“ fragte er, „ich habe eben gespeist,“ setzte er hinzu und zündete sich eine Cigarre an, setzte sich nieder und kreuzte die Füße über einander. Ich wollte erst einen vertraulichen Ton mit ihm anschlagen, aber ich besann mich und fragte, wie er zu dem Briefe gekommen sei. — „Ich besaß das Vertrauen des Schreibers,“ erwiderte er mir. —

„Außerdem,“ setzte er hinzu, „wußte ich, seit meiner Kindheit überall meine Interessen im Auge zu behalten.“ —

Ich machte ihm einige Complimente, aber sie schienen keinen besondern Eindruck auf ihn auszuüben. Dann suchte ich ihn für die Angelegenheit nachsichtiger zu machen, aber das war unnütze Mühe; endlich nahm ich zu dem letzten Mittel Zuflucht, ich fing an, ihm zu drohen.

„Bevor wir von dem Auszahlen des Geldes sprechen, muß ich mir doch erlauben, die ganze Angelegenheit vor Ihnen als Rechtsanwalt zu beleuchten. Sie wollen zunächst verhindern, daß die Hochzeit am Mittwoch stattfinde? Nun, ich setzte den Fall, ich hätte eine Magistrats-Vollmacht in meiner Tasche, Sie verhaften zu lassen? Ich setze den Fall, hier, im Nebenzimmer befände sich schon der Beamte, der Sie festnehmen sollte? Ich setze den Fall, ich ließe Sie nur einen Tag, nämlich den, an welchem die Hochzeit stattfindet, des Verdachts der Gelderpressung schuldig, in Haft? Ich setze den Fall, ich bezeichnete Sie als einen verdächtigen Fremden? Wer würde für Sie hier Bürgschaft leisten? Ich setze —

„Halten Sie ein," rief Davager. „Ich setze den Fall, ich wäre nicht der geriebene Davager, der ich wirklich bin! Ich setze den Fall, ich hätte den Brief nicht bei mir, sondern hätte ihn einem Bekannten hier übergeben, mit der Weisung, wenn ich diesen Brief nicht vor Abend selbst zurück verlange, so möge er die Copie desselben der Zeitung übergeben, eine zweite dem alten

Gatliffe! Kurz, mein Verehrter, ich setze den Fall, Sie sind noch ein großer Neuling auf diesem Gebiete!" Mit diesen Worten nickte er mir, malitiös lächelnd, zu.

Wir besprachen unsere Angelegenheit weiter und schließlich kamen wir dahin überein, daß ich ihm ein Document ausstellte. So klug er auch war, ließ er sich hierbei doch durch mich, den Neuling, überlisten. Denn es war nicht die Anweisung auf Geld, sondern nur auf Zeit. — Es lautete nur darüber, daß das Geld erst Dienstag Nachmittag nach 3 Uhr ausgezahlt werden sollte.

In dem Falle werde ich den Vormittag damit zubringen, sagte Davager, mir die Sehenswürdigkeiten hier in dieser Gegend zu betrachten. Er fragte mich dann nach den Merkwürdigkeiten und ich gab ihm auch genaue Auskunft über alles Sehenswerthe. Dann warf er seinen Kautaback in meinen Kamin, gähnte und ging auf und davon. Nachdem er am Fenster vorüber war, klingelte ich zwei Mal. Tom, mein gewandter Bursche, hatte mich verstanden und war bereits auf der andern Seite der Straße, und ich sah, wie er Mister Davager folgte.

In einer Viertelstunde kam er zurück mit dem Resultat seiner Forschungen. Mister Davager war bis zur Stadt hinausgegangen; in der Nähe seines Wirthshauses ging er auf einen Mann zu, der dort rauchend auf einer Bank saß. Dieser fragte: „Ist Alles in Ordnung?“ und gab Mister Davager einen Brief. Davager antwortete kurz: „Es ist Alles in Ordnung!“ Dann gingen beide in's Wirthshaus.

Tom folgte ihnen auch noch bis zu dem Saal, wo er hörte, daß Davager Grog, Cigarren und seine Hausschuhe auf sein Wohnzimmer zu bringen befahl, auch verlangte er, daß eingeheizt werde, dann begab er sich die Treppe hinauf und Tom ging nach Hause.

Jetzt hatte ich meinen Entschluß gefaßt, da ich wußte, daß der werthvolle Brief im Gasthofe zum Gatliffe Arm in Sicherheit war. Ich schickte Tom wieder zu dem Gasthofe zurück und befahl ihm, dort zu wachen ob Mister Davager noch einmal ausgehen werde. Ich gab ihm sogar die Erlaubniß, zu dem Tortenbäcker zu gehen und sich in seinem Laden gütlich zu thun, nur müsse er stets aus dem Laden die Thür des Wirthshauses im

Auge behalten. Auch hatte ich ihm ein Briefchen für das erste Stubenmädchen des Gasthofes, die eine alte Bekanntschaft von mir war, mitgegeben, worin ich sie bat, mich gegen Abend zu erwarten, da ich mit ihr eine Kleinigkeit besprechen wollte. — Nachdem ich alle diese Dinge besorgt hatte, stärkte ich mich noch durch etwas Speise und Trank und fühlte mich durch und durch behaglich. Das Stubenmädchen kam, wie ich gewünscht hatte, und auf gut Glück fing ich, nach einigen andern Scherzen an, sie mit Mister Davager zu necken. Ich fragte sie, ob der schöne Mister sie nicht um ein Küßchen gebracht habe? ꝛc. Sie erging sich, ganz entrüstet in Scheltworten über den häßlichen, gemein aussehenden Davager, und als ich ihr nun sagte, daß dieser Mensch eine schöne, junge und liebenswürdige Dame, deren Namen ich ihr natürlich verschwieg, in ihrem Liebesglück, durch schändliche Verrätherei stören wolle, war das Mädchen gleich bereit, hilfreiche Hand zu leisten, wenn es möglich wäre. Ich sagte ihr, der einzige Weg wäre, sich das Document, womit der Verrath bestätigt werden sollte, anzueignen, und schlug vor, daß wir

morgen die Kleidertaschen von Mister Davager untersuchen wollten, wenn dieselben zum Reinigen gegeben würden, vorausgesetzt, daß die Taschen früher nicht schon geleert wären; Boots, der Hausknecht, konnte sich ja damit entschuldigen, er habe die Taschen vor dem Ausbürsten der Kleider auszuleeren vergessen. Boots war nämlich der Liebhaber des Stubenmädchens und lag so in ihren Fesseln, daß er blindlings folgte. Sollte nun aber Mister Davager seine Taschen früher schon selbst geleert haben, so mußten wir Gelegenheit suchen, das Document aus seinem Zimmer zu nehmen.

Später kam mein Tom nach Hause und berichtete, daß das Wirthshaus bereits geschlossen sei, Mister Davager Niemand mehr empfangen habe und daß er ziemlich betrunken zu Bette gegangen sei. Der Bursche schlief die halbe Nacht nicht; ich hörte ihn fortwährend in seinem Zimmer umherlaufen, das kommt davon, wenn man sich den Magen mit Torten überladet.

Am nächsten Morgen um halb Acht ging ich zu dem Wirthshause und schlich mich in das Kämmerchen, wo Boots die Kleider reinigen mußte.

Die Kleider kamen, aber die Hosen waren ganz ohne Taschen. Die Westentaschen leer. Die Rocktaschen enthielten das Schnupftuch, ein Schlüsselbund, Cigarren und ein Notizbuch. Das Buch öffnete ich natürlich heftig. In demselben fanden sich jedoch nur einige Zeitungsnotizen und eine alte Haarlocke, einige Geschäftsbriefe und andere unbedeutende Dinge. Auf den Blättern des Buches standen verschiedene Adressen, eine quer und mit rother Dinte geschrieben: fünf der Länge nach, vier kreuzweise.

Ich verstand alles Uebrige, nur diese Worte waren mir unklar, deshalb notirte ich sie mir. Dann trug Boots die Kleider hinauf und ich wartete noch, um zu hören, was Mister Davager heute schon that. Boots kam wieder zurück und berichtete, daß Herr Davager sich nach dem Wetter erkundigt habe, dann hatte er für neun Uhr den Kaffee und für um zehn Uhr ein gesatteltes Pferd bestellt, welches ihn nach Grimwith Abtey bringen sollte. Es ist dies einer der schönsten Punkte unserer Umgegend und eine der Stellen, welche ich ihn am Abende zuvor als besuchenswerth empfohlen

hatte. „Ich werde um halb Elf hier zurückkommen,“ sagte ich zu dem Stubenmädchen und ging nach Hause.

„Warum?“ fragte sie.

„Ich werde heute an Ihrer Stelle das Bett von Mister Davager machen,“ sagte ich lachend, und fügte hinzu, „dann bestellen Sie wohl auch, daß der flinke Sam gesattelt werde; denn Tom bedarf der Erholung nach seinen Arbeiten bei dem Tortenbäcker; er wird auch ein Wenig nach Grimwith Abtey reiten; auch bitte ich noch, daß Sie meinen braven Tom, hier von diesem Fenster aus die Treppen beobachten lassen, bis Mister Davager fort ist, er wird Boots bei dem Stiefelputzen helfen —.“

„Das soll Alles pünktlich ausgeführt werden,“ sagte das Haupt-Stubenmädchen des Hauses, „denn ich hasse diesen abscheulichen Davager und bin Ihnen dankbar, daß ich helfen darf, seine schlechten Pläne zu zerstören.“

Mit dem Briefe konnte, meiner Ansicht nach, folgendes geschehen, erstlich konnte Davager ihn seinem Freunde übergeben, diesen sah dann Tom von seinem Beobachtungsposten aus. Sollte er ihn dem Freunde nach

zehn Uhr übergeben wollen, so war ihm ja Tom wieder auf den Fersen, sollte er ihn aber ja zu Hause lassen, so würde ich ihn selbst, mit Hülfe meiner Bundesgenossin, sicher finden. Es störten mich nur die Kürze der Zeit, welche mir zu meinen Operationen blieb und dann die beiden Notizen, welche ich aus dem Taschenbuche Davagers genommen hatte. „Fünf der Länge nach, vier Kreuzweise," das wollte mir nicht aus dem Kopfe. Ich stellte noch lange Reflectionen über diese sonderbare Notiz an, ohne zu einem Resultat zu gelangen; später als ich, kam Tom mit der Nachricht nach Hause, daß Niemand zu Davager gekommen sei. Ich schickte den Burschen wieder fort, den Ritt zu unternehmen; schrieb dann noch einen flüchtigen Brief an Frank, daß er hoffen möge, und ging dann wieder in den Gasthof, wo das Nest auch schon leer war. Ich begab mich, ohne gesehen zu werden, in Davagers Zimmer und riegelte schnell hinter mir zu.

Ich war nur besorgt, daß er den Brief mitgenommen haben würde, denn alle Schränke und Kasten standen offen; hier war also wenig zu hoffen.

Mister Davager hatte eines der besten Zimmer des Hotels genommen. Der Fußboden war mit Teppichen belegt, die Wände schön tapezirt, das Meublement war sehr elegant und ein hübsches Gardinenbett machte den Raum recht behaglich aussehend. „Fünf lang, vier kreuzweise,“ sagte ich, und durchmaß das Zimmer.

Eine ganze Stunde suchte ich vergeblich in dem Zimmer umher; ich ließ kein Stück unberührt, aber ich fand weder den Brief, noch Etwas was sich auf die Notiz: „fünf der Länge nach und vier kreuzweise“ beziehen konnte.

Ich hatte Alles! Alles! untersucht und Nichts gefunden! Hatte die Vorhänge des Bettes, die Tapeten, wie gesagt, Alles untersucht! Verzweiflungsvoll starrten meine Augen auf den einst gewiß sehr hübsch gewesenen Teppich, den hatte ich noch nicht untersucht, doch was sollte der verbergen? Wie der arme Teppich stufenweise herabgekommen sein mochte? Erst lag er gewiß in einem hübschen Empfangssalon, dann in einem Speisezimmer und nun bedeckte er den Fußboden eines Schlafzimmers in einem Gasthofe. Ich kniete nieder zu dem

alten Teppich und ließ meine prüfenden Finger über die verblichenen Rosen und Blätter streifen, und berührte auch die braune Grundfarbe; da bemerkte ich mit einem Male einen etwa zolllangen Schlitz in dem Teppiche, an welchem ein brauner Faden hing, von derselben Farbe wie der Grund des Teppichs; gerade als ich diese Entdeckung machte, hörte ich draußen Fußtritte.

Es war das Stubenmädchen. „Haben Sie noch nicht Ihre Untersuchungen beendet?“ fragte sie ängstlich.

„Nein, Theuerste,“ entgegnete ich, „schenken Sie mir nur noch zwei Minuten und lassen Sie Niemand hier herein.“

Ich nahm den Faden und zog daran, da hörte ich Etwas rascheln, ich zog weiter und es kam ein zusammengerolltes Stückchen Papier zum Vorschein. Ich entrollte es. Heiliger Himmel, es war der Brief!

Es war der Originalbrief, die gelb gewordene Tinte zeigte es klar und deutlich. Dieser Brief wog für mich 500 Pfund! Ich war so lustig, daß ich meinen Hut hätte in die Luft werfen und laut aufschreien mögen,

und ich hatte einige Minuten nöthig, um meine Selbstbeherrschung wieder zu finden. Ich riß ein Blatt Papier aus meinem Notizbuche und schrieb mit meinem Bleistifte darauf: „Gewechselt gegen eine Note von 500 Pfund!“ Dann rollte ich das Blatt zusammen, band es an den braunen Faden und schob es, boshaft lachend, wieder in die Spalte des Teppichs. Jetzt machte ich mich auf zu Mister Frank, übergab ihm den Brief, und dieser lief damit zu seiner Braut; die junge Dame bestätigte zuerst seine Aechtheit und warf ihn dann in das Feuer. Sie versicherte ihrem Geliebten, daß nun erst ihr Glück beginne, dann stürzte sie in seine Arme und drückte ihn an ihr Herz mit dem Gefühle wahrhafter Ruhe und Freude; so erzählte mir Mister Frank. Am Mittwoch wohnte ich der Hochzeit bei und dann ging das junge Paar auf Reisen und ich legte mein erstes Geld in der öffentlichen Bank an, nämlich die leicht verdienten 500 Pfund. Von Mister Davager weiß ich nichts mehr zu berichten, als daß seine Anwesenheit hier gewiß nicht zu seiner Zufriedenheit ausgefallen ist. Mein ehrenwerther Tom hatte auf seinem Ritt nichts Verdächtiges

an Mister Davager bemerkt. Bei dem Wirthshause hatte er dann jenen Freund gesprochen und ihm etwas eingehändigt, es war dies wahrscheinlich die Anweisung, wo der Brief zu finden sei, falls Davager unangenehmen Zwischenfällen in meinem Hause ausgesetzt sein sollte. Um zwei Uhr war er vor dem Wirthshause abgestiegen. Um ein Halb drei Uhr verriegelte ich meine Thür und nagelte eine Karte mit der Aufschrift an: „Vor morgen nicht zu Hause.“ Dann begab ich mich zu meinem Freunde, der eine Meile von hier entfernt wohnte und verlebte dort einen angenehmen Tag.

Mister Davager verließ die Stadt noch denselben Abend. Ich weiß nicht, ob er den Wechsel ausgab, den ich ihm in komischer Weise ausgestellt hatte. Ich sah den werthen Mann nie wieder, seitdem ich ihn so ärgerte. Nun, Mister Maler, jetzt ist mein Bericht zu Ende. Sie werden doch nicht noch behaupten wollen, daß es eine Erzählung war?“ schloß der kleine boshafte Rechtsanwalt. „Jetzt lassen Sie mich sehen, wie weit Sie mit meinem Bilde sind! Doch nehmen Sie sich in

Acht! daß nichts daran verdorben ist, während Sie zuhörten, sonst bekommen Sie es mit dem Magistrat zu thun!"

Ich blieb ziemlich lange in dem Hause des Rechtsanwalts. Zuletzt wurde er unzufrieden damit, daß es nicht schneller ging. Die Stadt und ihr Rath waren jedoch sehr zufrieden gestellt mit meiner Arbeit, als sie vollendet war, nur Mister Borsious meinte, das sei eine leichte Aufgabe, um zu gefallen! Er bestritt zwar nicht die Aehnlichkeit des Bildes, doch fand er, daß die Leinewand nicht genug bemalt sei für die Menge Geld, welches ich für die Arbeit erhalten hatte. Noch heutigen Tages bezeichnet er mich gewiß seinen Freunden als den Maler, welcher den Rath der Stadt betrogen hat, d. h. wenn er noch lebt! —

Die Erzählung

der französischen Gouvernante

von Schwester Rose.

Einleitung.

Es war ein trüber Tag für mich als ich erfuhr, daß Mister Lanfray von Rockleigh, der Gesundheit seiner jüngsten Tochter wegen, von England nach dem Süden Frankreichs reisen wollte. Wer, wie ich, von Ort zu Ort zu reisen genöthigt ist, macht wohl viel Bekanntschaften, erwirbt aber dabei wenig Freunde.

Mister Lanfray machte eine Ausnahme von der Regel, daß man Menschen sieht und vergißt. Ich habe in seinen Briefen an mich Beweise seiner freundlichen Erinnerung. Der letzte derselben erhielt eine Einladung für mich nach dem Süden Frankreichs zu kommen. Es wäre wohl eine angenehme Abwechselung für mich, wenn

ich dort hin könnte, allein ich begnüge mich damit, seine Briefe zu lesen und versetze mich dadurch in die glücklicheren kommenden Tage meines Lebens, wo es mir doch vielleicht noch vergönnt sein möchte, dieser Einladung zu folgen.

Meine Einführung in das Haus des Edelmanns versprach keine besonders große Einnahme; ich war gebeten, das Bild der französischen Gouvernante, in Wasserfarben zu malen. Ich dachte, die Gouvernante verläßt gewiß die Familie, und ihre Zöglinge wollen ihr Bild zum Andenken behalten. Allein ich erfuhr, daß die älteste verheirathete Tochter mit ihrem Gemahl nach Indien gehen wollte, und dorthin beabsichtigte sie das Bildniß ihrer besten und theuersten Freundin mitzunehmen.

Die Gouvernante war eine alte Dame, welche Mister Lanfray, nach dem Tode seiner Gattin, aus Frankreich mit in sein Haus gebracht hatte. Die Kinder betrachteten die Dame wie ihre zweite Mutter, seit langen Jahren.

Ich begab mich also nach Rockleigh, oder an den „Platz“, wie die Bewohner rings umher Rockleigh nannten, und fand einen so freundlichen Empfang, als wäre ich ein Familienmitglied gewesen. Meine Ankunft fand Abends statt, aber trotzdem wurde ich doch noch den Töchtern des Hauses vorgestellt. Diese waren nicht nur drei elegante anziehende Frauen, sondern sie waren auch die schönsten Sujets zum Malen, besonders die junge Frau.

Ihr Gemahl fesselte mich nicht gleich, er erschien mir still und schweigsam.

Ich blickte mich nach der Gouvernante „Mademoiselle Clairfait“ um, aber sie war nicht anwesend und ich erfuhr, daß sie die Abende gewöhnlich in ihrem eigenen Zimmer zuzubringen pflege.

Bei dem Kaffee suchte ich wieder vergeblich nach dem Original meines Zukunft=Bildes, aber die jungen Damen versicherten: „Mama wird schon erscheinen, denn sie macht besondere Toilette zu der Sitzung für Sie.“ Dann kam auch bald die Nachricht, daß Mademoiselle bereit sei.

Niemals sah ich soviel Uebereinstimmung des Alters mit der Toilette. Mademoiselle war klein und mager. Der Teint weiß, die Haut voller Falten, ihre großen dunkeln Augen glänzten jedoch noch mit jugendlichem Feuer. Die Augen überflogen alle Gegenstände mit einer solchen Schnelligkeit, daß man kaum anzunehmen geneigt war, das völlig ergraute Haar sei Eigenthum des Kopfes; man hielt die ganze Erscheinung vielmehr für eine junge Dame die sich absichtlich für einen Maskenball costümirt hatte. Sie trug ein silbergraues, glänzendes Seidenkleid, welches bei jeder Bewegung rauschte. Ihr Kopf, Hals und Brust waren mit einer zarten Spitze geschmückt, die hier und dort höchst malerisch befestigt war. An ihrem rechten Arm trug sie drei kleine Armbänder aus den Haaren ihrer Zöglinge, und an dem linken ein breites goldenes mit einem Miniaturgemälde darauf, in einer Kapsel. Ein dunkelrothes, mit Gold durchwirktes Flortuch war kokett über ihre Schultern geworfen; in der Hand hielt sie einen allerliebsten Fächer aus Federn.

Sie stellte sich mit einem freundlichen Lächeln selbst vor, dabei öffnete sie graziös den Fächer und füllte den Raum mit Wohlgerüchen an. Ich verlor vollständig den Muth, daß ich sie würde getreu malen können. Die schönsten Farben in meiner Schachtel waren nicht warm für das Gemälde, und ich fühlte mich selbst ihr gegenüber, ein ungewaschener, ungebürsteter Repräsentant meiner Kunst.

„Sagt mir, meine Engel," hob sie in ihrem hübschen gebrochenen Englisch an, „bin ich nicht sehr hübsch eingerahmt? Verstehe ich es nicht, meine sechzig Jahre würdig zu repräsentiren? Was werden die Wilden in Indien zu meinem Bilde sagen, wenn mein Liebhaber das Gemälde präsentirt?"

„Und die Herren? Und die Künstler?"

„Ach! Das wird Sensation erregen!"

„Finden Sie mich nicht hübsch von der Sohle bis zum Scheitel?"

Dann setzte sie sich in den Sessel und glich vollkommen einer jener Schönen aus Geßner'schen Idyllen.

Die jungen Damen lachten laut auf, und Mademoiselle stimmte lustig mit ein in die allgemeine Fröhlichkeit. Selten hat mich Jemand zum Malen so befriedigt durch Kleidung und Haltung, als jene alte prächtige Dame.

Als ich kaum begonnen hatte, sprang sie wieder von dem Stuhle auf und sagte: „O Himmel, was habe ich vergessen! Ich habe heute noch nicht daran gedacht, meine Engel zu umarmen;" damit ging sie zu den jungen Damen, stellte sich auf die Zehenspitzen und küßte sie schnell auf beide Wangen, viel schneller, als wenn eine englische Gouvernante blos gesagt hätte: „Guten Morgen, meine Lieben, ich hoffe, Sie haben die Nacht gut geruht?" —

Dann ging sie zurück; aber als ich eben anfangen wollte, sprang sie noch ein Mal auf, ging zum Spiegel und sah, ob auch an ihrer hübschen Toilette nichts in Unordnung gerathen sei.

Noch zweimal erhob sie sich, nachdem ich kaum angefangen hatte, zuletzt summte sie eine französische Melodie und spazierte dabei das Zimmer auf und ab.

Ich war mit meiner Weisheit zu Ende, wenn das so fortging, so war an's Malen nicht zu denken. Die jungen Damen schienen zu denken wie ich. — Sie umgaben die alte Dame und baten sie, sich nun ruhig zu verhalten. Sie schien überrascht, daß man sie für unruhig hielt, denn sie streckte ihre Hände aus und sagte: „Aber warum reden Sie mich denn an? Ich bin hier, ich bin bereit, ich bin ganz und gar zu Diensten des geschickten Künstlers? Warum reden Sie mich an?"

Um sie auf andere Gedanken zu bringen, fragte ich sie, ob sie ganz gemalt sein wollte, oder nur als Brustbild?

„Wenn ich Sie für den geübten Maler halten soll, für den man Sie hier empfahl," sagte sie, „so können Sie doch nicht einen Zoll von meiner ganzen Gestalt fortlassen wollen?" Die Toilette war ihre Leidenschaft! Wenn ich also wollte, daß sie mit meinem Gemälde zufrieden sei, so durfte ich weder ihr Kleid, noch ihre Spitzen, nicht Fächer, Ringe, Juwelen, besonders aber nicht ihre Armbänder fortlassen. Ich war böse auf die Fülle der Arbeit, aber in der besten Absicht,

denn ich hatte nur den Wunsch, das Original getreu zu copiren. Dann machte sie mich besonders auf das Miniaturbild auf dem Armbande aufmerksam, und sagte mir, daß dies das Gesicht ihres einzigen und besten Freundes darstelle, ich möge doch dieses schöne, ihr so theure Gesicht, getreu auf ihr eigenes Bild aufnehmen, wenn das möglich wäre.

Ich war etwas unwillig, daß sich meine Arbeit noch vergrößern sollte und dachte, das ist gewiß einer ihrer Liebhaber, der sie in ihrer Jugend täuschte und dann sitzen ließ. — Ich näherte mich ihr, um das Miniaturbild genau zu betrachten, war aber nicht wenig erstaunt, als ich ein sehr sorgfältig ausgeführtes Gemälde erblickte, welches das milde Gesicht einer schönen jungen blonden Frau zeigte, das an Lieblichkeit den Rafael'schen Madonnen glich.

Die alte Dame beobachtete den Eindruck, welchen das Bild auf mich machte und ich sagte: „Welch' ein schönes unschuldiges Gesicht!" Mademoiselle fuhr mit dem Taschentuch über das Bild und sprach: „Ich habe noch drei Engel, das tröstet mich über den Verlust des

vierten, der nicht mehr ist." Dann befühlte sie das Bildchen sanft und sagte wie zu sich selbst: „Schwester Rosa! Ich möchte das Bild deshalb mit auf meinem Gemälde haben, weil ich es stets trug, seit meiner Jugend, der Schwester Rosa wegen."

Bei der alten Dame hatte ein so plötzlicher Uebergang von Lustigkeit zur Traurigkeit stattgefunden, daß man es bei einer Dame einer andern Nation für theatralisch hätte halten können, aber bei ihr war dies ein ganz natürlicher Uebergang. Ich kehrte zu meiner Staffelei zurück und fragte mich: „Wer mag Schwester Rosa sein?" Eine Schwester der jungen Damen hier ist sie nicht, das sieht man an jedem Zuge des Gesichts.

Mademoiselle Clairfait saß eine halbe Stunde vollkommen ruhig, mit in einander geschlagenen Händen da, ihre Augen fest auf das Miniaturbild gerichtet. Diesen glücklichen Umstand benutzte ich nun, um die Umrisse des Kopfes zu zeichnen und die der ganzen Figur. Während ich nun recht fleißig im besten Zeichnen war, klopfte eine Dienerin an die Thür und meldete, daß das Frühstück aufgetragen sei.

Mademoiselle sprang auf und sagte: „Wie materiell sind wir doch, der Geist ist dem Magen dienstpflichtig. Meine Seele weilte bei zärtlichen Erinnerungen. Ich bin jetzt nicht aufgelegt zum Frühstück. Kommt, meine Kinder, gehen wir in den Garten!“

Die alte Dame verließ das Zimmer und ihre ehemaligen Zöglinge folgten ihr. Die älteste Schwester blieb etwas zurück und erinnerte mich, daß das Frühstück bereit stehe.

„Sie werden gewiß entsetzt sein,“ sagte die junge Dame, „daß Mademoiselle so unruhig ist,“ indem sie auf meinen Entwurf blickte; „aber in der letzten halben Stunde verhielt sie sich doch schon etwas ruhiger?“

„Ich glaube, daß das Miniaturbild mit seinen Erinnerungen das Wunder hervorgebracht hat,“ antwortete ich lächelnd.

„Ja, so wie man sie an das Bild erinnert, ist sie gleich verändert: sie läßt dann die vergangene Zeit an sich vorübergehen, spricht von Schwester Rosa und von den Ereignissen der französischen Revolution, die sie mit

erlebte. Es ist das Alles sehr interessant," setzte die junge Dame hinzu.

„Schwester Rosa war sicher eine Freundin von Mademoiselle?" fragte ich.

„Ja, eine sehr heißgeliebte Freundin," erhielt ich zur Antwort. „Mademoiselle Clairfait ist die Tochter eines Seidenhändlers, der einst zu Chalons-sur-Marne etablirt war. Ihr Vater gab einem alten Manne eine Wohnung, der der Schwester Rosa und ihrem Bruder während der Revolutionszeit viel Gutes erzeigt hatte, und dieser Umstand führte die Bekanntschaft zwischen Schwester Rosa und Mademoiselle herbei. Nachdem der Vater unserer guten alten Gouvernante Bankerott gemacht hatte und lange zuvor, ehe wir ihre Zöglinge wurden, lebten Rosa, deren Bruder und Mademoiselle zusammen. Damals muß sie alle die interessanten Dinge gehört haben, welche sie mir und meinen Schwestern so oft erzählt hat."

„Würden Sie vielleicht Mademoiselle dazu bewegen können, mir, während ich male, etwas über das Gemälde oder was mit ihm im Zusammenhange ist, zu

erzählen?" fragte ich; „Denn nur so habe ich, wie ich bemerkte, Gelegenheit, das Fräulein zu fesseln."

„O, das ist das Leichteste, wozu sie sich durch uns bewegen läßt," sagte die junge Dame, „sie weilt so gern bei ihren Jugenderinnerungen. Ich freue mich, daß Sie auf die Idee gekommen sind. Doch jetzt gestatten Sie mir wohl auch, daß ich Ihnen den Weg zum Frühstückszimmer zeige?"

Die Aufforderung hatte den besten Erfolg. Ich theile auf den nächsten Seiten mit, was ich von Mademoiselle Clairfait vernahm.

Die beiden früheren Erzählungen gab ich mit den Worten des Erzählers wieder; allein bei den Eigenthümlichkeiten des Fräuleins und mit Rücksicht auf die verschiedene Zeit, wo mir die Geschichte von Schwester Rosa mitgetheilt wurde, ziehe ich es vor, die Dame nicht selbstredend vorzuführen; ich werde die Geschichte in meiner Weise erzählen, ohne Etwas hinzuzufügen noch abzukürzen, nur will ich das Ganze verständlicher aneinander reihen, um den Leser noch mehr zu interessiren.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

„Guten Abend, Wilhelm, was giebt es Neues?"

„Ich weiß weiter nichts, als daß Fräulein Rosa sich morgen verheirathen wird!"

„Ich bin in der Lage, diese Neuigkeit gerade so genau zu wissen, wie Sie, mein alter Freund, da ich der Diener des Bräutigams bin, der Morgen eine der beiden Hauptrollen in der Heirathscomödie übernehmen wird. Das war also nichts Neues! Da, schnupfen Sie einmal! Ich fragte nach öffentlichen Neuigkeiten, nicht

aber nach denen der beiden Familien, deren Wohl wir zu fördern haben."

„Ich verstehe Sie nicht, Justin, was Sie mit der Phrase „Wohl zu fördern" meinen? Ich bin nicht der Diener Ihrer Herrschaft, sondern diene allein Herrn Trudaine, der hier mit seiner Schwester, der Braut, lebt. Ihre alte Dame hat zwar die Heirath zwischen ihrem Sohne und meiner jungen Herrin zusammengebracht, aber deshalb interessire ich mich doch nicht für sie. — Mit den öffentlichen Neuigkeiten befasse ich mich gar nicht, denn ich bin noch ein Bedienter aus der alten Schule, der sich's an der Haushaltungs-Politik genügen läßt! Sagt Ihnen das nicht zu, Justin, so bedauere ich es, und wünsche „gute Nacht!"

„Verzeihen Sie, aber ich habe nicht den geringsten Respekt vor der alten Schule, in diesem Sinne, ich interessire mich für das jetzt so bewegte öffentliche Leben. Sie, mein lieber Wilhelm, werden sich sicher auch bald ändern und zu unserer Fahne schwören! Doch, gute Nacht!"

Dieses Gespräch fand an einem warmen Sommerabende des Jahes 1789 statt. Die beiden Diener die es führten, standen vor der Hinterthür eines kleinen Hauses, welches drei Meilen westlich von Rouen, an den Ufern der Seine, stand.

Der eine war ein alter, magerer, mürrisch aussehender Mann; der andere, ein wohlgenährter junger Mann, der in einer reichen Livree steckte. Die Tage der alten Epoche naheten sich schnell ihrem Ende, wie aus der Jahreszahl ersichtlich ist, aber Frau Danville liebte es, ihren Diener noch so gekleidet zu sehen, wie zur Zeit Louis XV.

Nachdem der alte Mann fortgegangen war, betrachtete Justin das kleine Häuschen, vor dem er stand, genauer. Nach den Fenstern zu urtheilen, mochte es höchstens sechs bis acht Zimmer enthalten. Anstatt Stallungen und Nebengebäude zu finden, erblickte Justin nur ein Gewächshaus und an diesem war ein langer Raum von Holz gebaut. Eines der Fenster dieses saalartigen Raumes war offen, und Justin sah neugierig hinein und betrachtete mit etwas verächtlichen Blicken

die verschiedenen Flaschen, Büchsen, farbige Flüssigkeiten und alle die Geräthschaften, welche in ein Laboratorium gehören; denn ein solches war es.

„Ich kann nicht begreifen, wie sich der Bruder „unserer Braut“ hier unter diesen Tiegeln, Töpfen, Flaschen und Säften gefallen kann!“ sagte Justin kopfschüttelnd. „Pfui!“ setzte er hinzu, „ich rieche den Inhalt dieses Zimmers bis hier draußen heraus. Ich wünschte, „wir“ wären nicht mit einem Apotheker verwandt geworden!“

Mit diesen Worten kehrte Justin dem Laboratorium verächtlich den Rücken und schlenderte zu dem Garten hinaus und einen Weg, der zu einer Anhöhe führte, weiter.

Oben angelangt, breitete sich die Seine mit ihren lieblichen grünen Inseln, die Ufer mit Bäumen und Häuschen besetzt, und kleine Boote, die auf der Seine schaukelten, vor seinen Blicken aus. Westlich von ihm waren alle Gegenstände mit dem Lichte der untergehenden Sonne bemalt, östlich lagerten sich lange Schatten, und er konnte die Thürme und Häuser der Stadt Rouen

von weitem sehen. Allein der schöne Sommerabend mit aller seiner Pracht, übte keinen Eindruck auf Justin aus; denn er stand da und hatte seine Hände in die Hosentaschen gesteckt und gähnte fort und fort. Endlich gewahrte er, dicht an dem Ufer der Seine, eine Bank, auf welcher eine ältere, eine jüngere Dame und ein Herr saßen, die den Sonnenuntergang zu betrachten schienen; nahe der Bank standen noch zwei andere Herren, Alle blickten dem scheidenden Tagesgestirn nach. Sie konnten Justin nicht bemerken, denn dieser stand weit hinter ihnen.

„Da sind sie wirklich noch Alle zusammen!“ sagte der Diener unzufrieden. „Madame Danville sitzt noch an derselben Stelle, mein Herr, der Bräutigam, pflichtschuldigst an ihrer Seite. Fräulein Rosa, die Braut, verschämt neben ihm, Herr Trudaine, der Apotheker, und Herr Lomaque, der wunderliche Verwalter, stehen daneben. Da sitzen sie nun und verbringen ihre Zeit mit Nichtsthun!“ Dann blickte er nach rechts und links, als wollte er Etwas erspähen, was die Aufmerksamkeit der Herrschaften wohl fesseln mochte, und

setzte dann hinzu: „Hier giebt es doch wirklich rein Nichts zu sehen!“

Justin gähnte noch wiederholt und ging dann unbefriedigt nach dem Garten zurück, wo er auch bald seine Schlafstätte aufsuchte.

Hätte sich der Diener den fünf Personen genähert, oder hätte er sich die Mühe gegeben, sie mehr zu beobachten, so würde er bald bemerkt haben, daß sie nicht so unbefangen da saßen und standen, wie er anzunehmen geneigt war. Es schien sich ein drückendes Etwas über sie gelagert zu haben, welches sich in ihren Worten und Mienen ausdrückte.

Madame Danville, eine hübsche, reich gekleidete, alte Dame mit glänzenden Augen, sah nur so lange zufrieden aus, wie ihre Augen auf ihrem Sohne ruheten, wenn sie sich jedoch zur Braut wandte, so sah ihr Gesicht weniger freundlich aus, sprach sie aber zu dem Bruder der Braut, so wurde sie entschieden düster. Ihr Sohn schien ganz in Glück aufzugehen wenn er mit seiner Braut sprach; allein deren Bruder schien auf ihn denselben Eindruck zu machen, den seine Mutter empfand.

Herr Lomaque, der Gutsverwalter, schien in seiner Ergebenheit für die Familie Danville, den Bruder der Braut fast gar nicht zu beachten, und sprach er ja einmal zu ihm, so sah er ihn nicht etwa an, sondern stach dabei mit seinem Stock in das Gras und blickte auf die Wirkungen der scharfen Spitze desselben.

Die Braut war ein hübsches, unschuldiges Wesen mit kindlichen Manieren. Sie sah fast traurig aus und zitterte ein Wenig, wenn ihr Bräutigam ihre Hand ergriff; ängstlich und oft streiften ihre Augen über das Gesicht ihres Bruders. Trotz des Zwanges der Alle ergriffen zu haben schien, bemerkte man doch nicht, wodurch derselbe eigentlich hervorgerufen war.

Louis Trudaine war ein sehr hübscher junger Mann, sein Gesichtsausdruck war ein sehr freundlicher, sein Wesen anziehend aber auch entschlossen. Gewöhnlich sprach er nur wenn er dazu aufgefordert wurde oder wenn er zu antworten hatte. Seine Stimme zeugte von großer Schwermuth, und wenn er seine Schwester betrachtete, so lagerte sich tiefe Traurigkeit über sein hübsches Gesicht.

Die Sonne sank tiefer und tiefer, und die Unterhaltung dieser fünf Personen schien mit der Sonne aufhören zu wollen. — Nach längerem Schweigen war es der Bräutigam, der wieder zu sprechen begann:

„Meine liebe Rosa," sagte er, „sieh', ich halte diesen prächtig schönen Sonnenuntergang für ein gutes Omen zu unserer Hochzeit; wir werden morgen gutes Wetter haben!"

Die Braut lächelte und erröthete.

„Glaubst Du in der That an Vorbedeutungen, Charles?" fragte sie.

„Meine Liebe," sagte die alte Dame, bevor noch ihr Sohn Zeit zum Antworten fand, „es ist dabei nichts zu lachen, wenn Charles an Vorbedeutungen glaubt. Du wirst das von ihm selbst hören, wenn Du erst seine Frau sein wirst, und wenn ihr mit einander vertraulicher plaudern werdet. Alles was er ausspricht, ist so wohl begründet, daß ich auch sofort sogar an Vorbedeutungen glauben würde, wenn er den Ausspruch thun würde, daß man daran glauben darf."

„Ich bitte um Verzeihung, Madame,“ sagte Rosa, „ich meinte nur —“

„Mein liebes Kind, kennst Du mich so wenig, daß Du annimmst, ich sei beleidigt?“

„Laß Rosa sprechen!“ sagte der junge Mann und wandte sich mit diesen Worten zu seiner Mutter, wie ein schmollendes Kind. Die Mutter hatte ihren Sohn bis dahin sehr zärtlich betrachtet, aber jetzt kehrte sie sich unzufrieden ab, zögerte einen Augenblick und flüsterte ihm dann zu: „Tadelst Du mich, daß ich möchte, Du sollst ihr noch werther werden?“

Der Sohn schien aber wenig Notiz von ihren Worten zu nehmen und wiederholte nur: „Laß Rosa sprechen!“

„Ich habe wirklich nichts zu sagen!“ entgegnete das junge Mädchen verwirrt.

„O ja, Du wolltest sprechen!“

Während ihr Bräutigam die letzten Worte aussprach, klang seine Stimme so schneidend, daß seine Mutter leise seinen Arm berührte und flüsterte: „Still!“

Die beiden andern Herren sahen unwillkürlich die Braut an, als ihr Bräutigam in diesem Tone sprach. Sie schien erschrocken, aber nicht erzürnt zu sein. Ueber die Lippen des Verwalters glitt ein seltsames Lächeln, und er bohrte abermals ein großes Loch mit seinem spitzen Stock in die Erde.

Trudaine, der Bruder der Braut seufzte und ging dabei einige Schritte auf und ab, dann schien er sprechen zu wollen; aber Danville unterbrach ihn.

„Verzeihe, meine liebe Rosa," sagte er, „ich bin so eifersüchtig auf jede Aufmerksamkeit, die auf Dich gerichtet ist, daß ich oft um Kleinigkeiten erzürnt erscheine."

Dabei küßte er ihre Hand mit großer Zärtlichkeit, aber in seinen Augen lag doch Etwas, was mit seinen Worten in direktem Widerspruche stand. Diese Gegensätze bemerkte jedoch nur Lomaque, der mit einem besonderen Lächeln den Stock noch tiefer in die Erde grub.

„Ich glaube, Herr Trudaine wollte sprechen," sagte Frau Danville, „vielleicht theilt er uns jetzt mit, was er vorhin sagen wollte."

„Nein, Madame,“ entgegnete Trudaine höflich. „Ich wollte weiter nichts sagen, als daß ich es war, der Rosa gelehrt hat, über Leute zu lachen, die an Vorbedeutungen glauben.“

„Sie verlachen den Aberglauben?“ fragte Danville und kehrte sich nach Trudaine um, „Sie, welcher den Cultus der Chemie ausübt? Sie, der Sie sich ein Laboratorium erbaut, um nach dem Wasser des Lebens zu suchen? Auf mein Ehrenwort, Sie setzen mich durch Ihre Ungläubigkeit in Erstaunen!“

Es lag eine höfliche Ironie in Danville's Worten. Der Verwalter wie seine Mutter schienen ihn unterbrechen zu wollen. Die Mutter bat leise: „Sei vorsichtig!“ Und der Verwalter ließ plötzlich die Grube im Stich, die er mit seinem Stocke gemacht hatte.

Rosa hatte nichts von dem Allen bemerkt, sie blickte nach ihrem Bruder und schien auf seine Antwort gespannt zu sein. Er nickte ihr freundlich zu, bevor er sich zu Herrn Danville wandte.

„Sie haben gewiß keine richtigen Ideen von der Chemie?“ fragte er, „haben wenig Gelegenheit gehabt,

die geheimen Künste, wie Sie sie bezeichnen, näher kennen zu lernen. Es giebt kein anderes Lebens-Elexir, als ein gesundes Herz und ein zufriedener Geist. Beides habe ich bereits seit Jahren gefunden, und zwar seitdem ich mit meiner Schwester Rosa in jenes kleine Häuschen dort unten einzog."

Er sprach mit einer so traurigen Stimme, die seine Schwester sehr wohl verstand. — Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie ging zu ihrem Bruder, ergriff seine Hand und sagte: „Louis, Du sprichst ja, als solltest Du Deine Schwester verlieren?" dann hielt sie plötzlich ein, denn ihre Lippen fingen an zu zittern. —

„Er ist eifersüchtiger denn je, daß Du ihm die Schwester nimmst," sagte Frau Danville leise zu ihrem Sohne.

„Sei still und thue, als ob Du es nicht bemerkst," setzte sie hinzu, als sie sah, daß er aufstand und Trudaine mit unverhehltem Aerger ins Gesicht blickte. Bevor er zu Trudaine ein Wort sagen konnte, kam der alte Wilhelm und meldete, daß der Kaffee bereitet sei. — Madame Danville nahm den Arm ihres Sohnes, der

Rosa den andern freundlich bot, diese sagte: „Ich bin erstaunt darüber, Charles, wie Dein Arm zittert und Dein Gesicht glüht?“ — Er lächelte und antwortete: „Rosa, kannst Du nicht errathen warum? — Ich denke an morgen!“

Gerade als er diese Worte aussprach, ging er bei dem Verwalter vorüber, der seinen Stock noch immer als Erdbohrer gebrauchte und der wieder eigenthümlich lachte, als er Danville's Worte vernahm.

„Wollen Sie nicht auch mit uns gehen und Kaffee trinken?“ fragte Trudaine den Verwalter, indem er dessen Arm berührte.

Herr Lomaque blickte empor, ließ seinen Stock in der Erde und sagte: „Tausend Dank, mein Herr! Ist es erlaubt, mit zu gehen?“

„Sie denken wohl wie ich? Die Schönheit des Abends ladet vielmehr ein, hier draußen zu bleiben.“

„Ja, die Schönheiten der Natur entzücken mich auch,“ sagte Lomaque und legte dabei die linke Hand auf die Brust, während die rechte wieder den Stock zu drehen begann und ihn aus dem Grase zog. — Aber

Lomaque hatte sich, trotz seiner Betheuerung, gerade so wenig um die schöne Abendlandschaft bekümmert, wie Justin. —

Sie setzten sich beide auf die leer gewordene Bank und dann folgte eine Pause in der Unterhaltung. Der stets den Untergebenen spielende Verwalter war viel zu artig und demüthig, um ein Gespräch zu beginnen. Trudaine dagegen war mit seinen eigenen Gedanken vollkommen beschäftigt. Allein für lange Zeit konnte man doch nicht so stumm neben einander sitzen, und so sagte denn Trudaine endlich: „Ich bedauere recht, daß wir nicht mehr Gelegenheit haben werden, die hier begonnene Bekanntschaft fortzusetzen."

„Ja," erwiderte Lomaque, „und ich bin Madame Danville sehr verbunden, daß sie mich von ihres Sohnes Landsitz, bei Lyon, hier her mitnahm und mir dadurch die Ehre bereitete, mich hier eingeführt zu sehen."

Lomaque's Augen zwinkerten freundlich bei dieser höflichen Phrase. Seine Feinde behaupteten zwar, daß er stets mit den Augen zwinkere, wenn er am unaufrichtigsten sei.

„Ich war erfreut, als ich heute hörte, wie Sie bei dem Mittagsessen den Namen meines Vaters nannten, kannten Sie ihn vielleicht?" fragte Trudaine.

„Ich bin Ihrem Herrn Vater, indirekt, sehr verpflichtet," antwortete der Gutsverwalter, „für meine gegenwärtige Stellung. Ich war einst in der Lage, Fürsprache zu gebrauchen, als ich am Rande zu Armuth und Untergang stand, diese Fürsprache hat Ihr Vater für mich gethan. — Dann bin ich meinen eigenen Weg gegangen, bis ich endlich das Glück hatte, bei Herrn Danville als Verwalter angestellt zu werden."

„Entschuldigen Sie," fragte Trudaine, „mich wundert, daß Sie Ihre gegenwärtige Lage so ehrenvoll finden; mich dünkt, Ihr Herr Vater war ein Kaufmann, wie der des Herrn Danville, nur mit dem Unterschiede, daß der Ihrige zu Grunde ging, während der andere sich Reichthümer erwarb?"

„So ist es! Aber haben Sie denn nie gehört, daß Madame Danville von einer sehr hohen Familie abstammt?" fragte Lamaque ängstlich. „Hat Sie es Ihnen denn

niemals erzählt, daß sie den Titel ihrer Familie, der in der männlichen Linie erloschen ist, auf ihren Sohn übertragen möchte?"

„Ja," antwortete Trudaine, „aber ich lege auf solche Dinge keinen Werth, darum vergaß ich es auch fast. Sie leben schon seit vielen Jahren in den Diensten Danville's; bitte, sagen Sie mir doch, haben Sie einen gütigen Herrn an ihm?"

Lomaque's Lippen schlossen sich mit einem Male so fest, als wenn er die Absicht habe, sie nie mehr zu öffnen. Er bückte sich tief nach vorn über, —

Trudaine wartete, aber Lomaque bückte sich noch tiefer mit dem Gesicht, als suche er Etwas, dann sah er seinen Gastfreund an und zwinkerte wieder heftig mit den Augen, danach sagte er: „Es scheint, Sie haben ein ganz besonderes Interesse dabei, diese Frage aufrichtig beantwortet zu haben?"

„Gewiß," entgegnete Trudaine, „das heiligste Interesse, denn es betrifft ja auch das zukünftige Glück meiner Schwester, ob Herr Danville ein guter freundlicher Mensch ist. Ich muß gestehen, als ich hörte, daß die Bewerbungen

Danville's von meiner Schwester gern entgegengenommen wurden, wagte ich es nicht, viel dagegen zu sprechen, obgleich mein Herz nicht ganz für Danville war; ja, ich war sogar recht ängstlich besorgt für ihre Zukunft."

Lomaque hatte bisher sehr aufmerksam zugehört, dann aber schlug er seine Hände zusammen und sagte: „Sie waren ängstlich? Aengstlich, daß ein außerordentlich hübscher und gebildeter junger Mann von Ihrem Fräulein Schwester geliebt wird? Aengstlich, daß ein solcher Tänzer, Sänger, kurz, ein so mit allen Vorzügen des gesellschaftlichen Lebens ausgestatteter feiner Salonheld das Herz Ihres Schwesterchens eroberte? O Herr Trudaine, verehrter Herr Trudaine, wie können Sie dabei nur einen Augenblick ängstlich sein?"

Mit diesen Worten figurirte Lomaque so stark mit seinen Händen, als erwarte er, das ganze Universum sollte ihm für sein Lob Beifall spenden.

„Nun," entgegnete Trudaine, „so wünsche ich nur, daß meine arme Rosa sich nicht getäuscht haben mag! Ich will mich gern geirrt haben und will die Bemerkungen, welche ich machte, zu vergessen suchen."

„Ach," sagte Lomaque, „ein junger Mann, der, wie Danville, reich und verwöhnt ist von Jugend auf, der hat wohl zuweilen Launen, das ist ganz richtig!"

„Ich bin es mir selbst nicht recht bewußt," sagte Trudaine, „aber ich habe seit dem Anfange der Bekanntschaft Ihres Herren mit meiner Schwester stets einen seltsamen Eindruck empfunden, wenn ich mit ihm zusammen war. Es war mir, als seien seine Gefühle für meine Schwester nicht aufrichtig, und heute, am Vorabende der Hochzeit, ergreift mich dieses Gefühl mehr denn je. Lange geheime Zweifel, Leiden und Verdacht entringen mir fast unwillkürlich dies Geständniß. Sie, Herr Lomaque, haben lange Zeit mit dem zukünftigen Gemahl meiner Schwester unter einem Dache gelebt, Sie haben Gelegenheit gehabt, ihn in bewachten und unbewachten Stunden zu beobachten, ich bitte Sie flehentlich, sagen Sie mir, daß ich mich in Ihrem Herren getäuscht habe, sagen Sie mir, wenn Sie es können, daß meine Schwester durch ihre Heirath mit diesem Manne, soweit voraussichtlich, glücklich werden wird! Hier haben Sie meine Hand, betrachten Sie mich als Ihren Freund!"

Merkwürdiger Weise war Herr Lomaque so in seine Naturbetrachtung versunken, daß er die dargebotene Hand nicht einmal bemerkte, aber er sagte: „Wirklich, Herr Trudaine, wirklich, Ihre Frage setzt mich derartig in Erstaunen, daß —" er stockte und schwieg.

„Als wir uns hier niedersetzten," sagte Trudaine, „hatte ich auch durchaus nicht die Absicht, Sie so zu fragen, wie ich dies jetzt that, meine Fragen sind mir fast unwillkürlich entschlüpft und ich sprach fast gedankenlos. Entschuldigen Sie! Ich bin daran gewöhnt, offen zu sprechen, seitdem ich hier mit meiner Schwester lebe. Vater, Mutter und Geschwister sind uns genommen, meine Schwester und ich lebten hier ziemlich ruhig und glücklich zusammen; ich betrachtete mich eher als den Vater wie als Bruder meiner Schwester, da ich so viel älter bin als sie. Mein ganzes Leben, meine theuersten Hoffnungen, meine höchsten Erwartungen waren mit den ihrigen eng verbunden. Kaum war ich den Knabenjahren entwachsen, als meine Mutter die Hand meiner kleinen Schwester in die meinige legte und sagte: „Louis, sei Deiner kleinen Schwester Alles, was ich ihr war, sie

hat nur noch Dich auf Erden!" Dann starb die Gute.

„Seitdem habe ich nur meiner Schwester gelebt. Schwester Rosa, wie ich sie stets nannte und nennen werde, war das einzige Glück meines Lebens, sie war mein Trost in Leid; kurz, mein einziger kostbarer Schatz. Ich lebte in diesem kleinen stillen Hause, wie in einem Paradiese, weil meine unschuldige, liebe und gute Schwester Rosa in meiner Nähe war. Nun kommt der Gemahl ihrer Wahl und entzieht sie mir. Ah, man muß fühlen, wie ich fühle, fürchten, wie ich fürchte, nur dann kann man beurtheilen, was ich am Vorabende ihrer Verheirathung empfinde. Nachdem ich Ihnen dies nun Alles mitgetheilt, mein Herr, werden Sie sich vielleicht nicht mehr über meine Frage wundern. Sprechen Sie nun, wenn Sie wollen, ich habe nichts mehr hinzuzufügen." Er seufzte bitterlich, ließ seinen Kopf auf die Brust sinken und die Hand, welche er Lomaque hingereicht hatte, fiel schlaff an seine Seite nieder.

Der Gutsverwalter war kein Mann des Zögerns, aber hier zögerte er doch; dann sagte er: „Nehmen wir an, daß Sie ihm Unrecht thun, würde das Zeugniß,

welches ich abgeben könnte, wirklich stark genug sein, Ihre Annahme zu erschüttern, da sich der Verdacht gegen meinen Herren bei Ihnen nach und nach noch mehr befestigt hat? Nehmen wir an, mein Herr hätte wirklich — Lomaque zögerte — hätte wirklich seine kleinen Schwächen, das heißt, vergessen Sie nicht, ich stelle nur Hypothesen auf, und nehmen wir an, ich beobachtete dieselben und wäre geneigt, sie Ihnen mitzutheilen, welchen Zweck könnte das jetzt in den letzten Stunden vor der Hochzeit haben? Nun —"

Trudaine blickte plötzlich auf und sagte· „Sie haben Recht, Herr Lomaque, es ist zu spät, sich auf Andere zu verlassen, zu spät, um die Angelegenheit zu ändern. Meine Schwester hat gewählt und über den Gegenstand ihrer Wahl werden meine Lippen fortan schweigen. Die Zukunft mag Gott schützen. Was auch immer kommen mag, ich werde es männlich zu tragen wissen. Ich bitte Sie nun um Verzeihung, Herr Lomaque, denn ich fühle, ich hatte kein Recht zu fragen. Kommen Sie mit mir zu dem Hause zurück; ich werde Ihnen den Weg dahin zeigen."

Lomaque's Lippen öffneten sich zum Sprechen, allein er besann sich, verneigte sich und stand auf, um der Einladung zu folgen.

Trudaine legte den Weg schweigend zurück und der Verwalter folgte ihm in der Entfernung von einigen Schritten und flüsterte zu sich selbst: „Sein Vater war mein Erretter! — Hier bin ich nun? — Doch es ist zu spät zum Sprechen, zu spät zum Handeln, zu spät für jede Unternehmung in dieser Angelegenheit!" —

Nahe bei dem Hause begegneten sie dem alten Bedienten, welcher sagte, daß seine junge Herrin ihn eben nach den beiden Herren ausgeschickt habe, sie zum Kaffee zu holen, „und," setzte er hinzu: „Fräulein Rosa hat den beiden Herren ihren Kaffee warm gestellt." —

„Was?" sagte der Gutsverwalter, „Fräulein Rosa hat sich die Mühe genommen, auch an mich zu denken?" Der alte Bediente blickte ihn verwundert an und selbst Trudaine blieb stehen, sah sich um und sagte: „Was ist denn da zu verwundern, meine Schwester ist stets aufmerksam auf die Bequemlichkeit und Genüsse Anderer."

„Entschuldigen Sie mich, Herr Trudaine,“ erwiderte Lomaque, „Sie haben ein ganz anderes Leben geführt als ich, sind nicht ein überall übersehener und vergessener, alter Mann, man hat Sie in der Welt aufmerksam behandelt, so ging es mir nicht! Es ist das erste Mal, daß eine junge, feine Dame an mich denkt, dies erklärt wohl meine Ueberraschung!“

Trudaine machte keine weitern Bemerkungen zu dieser Erklärung. Er wunderte sich nur ein Wenig, wunderte sich aber noch mehr, als er sah, wie Lomaque, als sie in das Zimmer traten, auf seine Schwester zu ging und sich für den aufgehobenen Kaffee bedankte, während Danville bei der Harfe beschäftigt war, ein Lied zu intoniren. Rosa schien überrascht und hätte ihm beinahe in's Gesicht gelacht für seinen Dank, so natürlich fand sie das, was sie gethan hatte. Madame Danville saß an ihrer Seite und berührte den Arm des Verwalters mit ihrem Fächer.

„Schweigen Sie doch, mein Sohn wird singen!“ sagte sie.

Lomaque machte eine tiefe Verbeugung, zog sich in eine Ecke zurück und fing an, die Zeitung zu lesen. Wenn Madame Danville das Gesicht Lomaque's beobachtet hätte, als er sie verließ, mochte sie wohl in ihrem aristokratischen Stolze stark gekränkt gewesen sein. —

Danville hatte den Gesang beendet und stand nun neben seiner Braut und flüsterte mit ihr; Madame Danville warf dann und wann ein Wort dazwischen; Trudaine saß und las in einem Briefe, welchen er aus seiner Tasche gezogen hatte, als Lomaque, der noch immer über den Zeitungen saß, einen Ausruf der Verwunderung hören ließ.

Aller Augen richteten sich auf ihn. „Was giebt es?“ fragte Danville ungeduldig.

„Werde ich Sie vielleicht stören, wenn ich erkläre?“ fragte Lomaque, zu der alten Dame gewendet.

„Sie haben uns schon gestört,“ antwortete diese. „Was haben Sie also?“

„Es ist eine Stelle über eine Wissenschaft, die mir stets ein reges Interesse verursachte,“ sagte Lomaque

„und die noch besonders dazu geeignet ist, Jeden der hier Anwesenden zu interessiren.“ Und er las:

„Akademie der Wissenschaften zu Paris.

„Die unbesetzt gewesene Stelle eines Professors der Chemie ist zu unserer Freude einem Manne zu Theil geworden, dessen bescheidene Zurückgezogenheit daran Schuld ist, daß die Welt seine Verdienste noch nicht allgemeiner kennt. Den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften ist er indeß schon lange als der Verbesserer der merkwürdigsten Erzeugnisse der Chemie vortheilhaft bekannt. Kein Mann ist mehr geeignet, alles Dasjenige zu erfüllen, was eine so hervorragende und bedeutende Stellung wie diese, erfordert als der ernannte Herr — Louis Trudaine.“

Bevor Lomaque beobachten konnte, welchen Eindruck die Zeitungsnachricht auf die Anwesenden hervorgebracht hatte, war Rosa aufgestanden und küßte ihren Bruder herzlich ab.

„Theurer Louis,“ rief sie aus, „laß mich die Erste sein, die Dir zu diesem Posten gratulirt! Wie stolz und

erfreut bin ich über diese Nachricht! Du nimmst doch die Professur an?“

Trudaine hatte den Brief, den er gerade las, schnell in seine Tasche gesteckt und indem er die Hand seiner Schwester in die seinige nahm sagte er: „Ich habe es mir noch nicht überlegt, Schwester Rosa, frage mich jetzt noch nicht danach.“ Und eine plötzliche Traurigkeit zog über sein Gesicht, als er seine Schwester wieder zu ihrem Stuhl zurück geführt hatte.

„Bitte, ist eine Professorstelle geeignet, gut davon zu leben, z. B. wie ein Edelmann?“ fragte Madame Danville, ohne ein besonderes Interesse für diese Nachricht an den Tag zu legen.

„Gut nicht,“ erwiderte ihr Sohn, sarkastisch lachend. „Ein solcher Professor muß arbeiten und sich nützlich zu machen suchen, welcher Edelmann giebt sich dazu her?“

„Charles,“ rief die alte Dame verweisend aus.

„Bah!“ antwortete ihr Sohn und drehte ihr den Rücken. „Doch genug von der Chemie! Da Sie einmal angefangen haben zu lesen, Lomaque, was giebt es denn

Neues von Paris? Sind keine Nachrichten über die Revolution darin?"

Lomaque wendete das Zeitungsblatt um. „Schlechte, sehr schlechte Nachrichten sind darin! Man kann die Ruhe nicht wieder herstellen," sagte er. „Necker, der Volksminister ist abgesetzt. An allen Ecken von Paris sind Plakate, welche die Volksversammlungen verbieten. Die Schweizergarde ist mit vier Stück Geschütz nach den Champs Elysées beordert. Mehr ist noch nicht bekannt, aber man fürchtet das Schlimmste. Der Bruch zwischen Aristokratie und Volk wird von Stunde zu Stunde größer."

Nun hielt er an und legte die Zeitung nieder. Trudaine nahm das Blatt und überflog die eben gelesenen Sätze noch ein Mal.

„Bah," rief Madame Danville aus, „wenn die Schweizergarde ihre Geschütze auf das Volk feuert, so ist es todt und man hört nie wieder ein Wort darüber!"

„Ich glaube, Du irrst Dich Mutter," sagte der Sohn. „Es giebt mehr Volk in Paris, als wie die

Schweizergarde zusammenzuschießen vermag. Die Aristokraten mögen nur ihre stolzen Köpfe steif halten, denn man weiß eigentlich noch nicht, woher der Wind weht. Wer weiß, ob ich mich nicht in diesen Tagen vor dem König „Volk" so verbeuge, wie einst vor Louis XV."

Er lachte als er geendet hatte und öffnete seine Schnupftabacksdose, um eine Priese zu nehmen; aber seine Mutter sprang ganz entrüstet von ihrem Sitze auf und sagte: „Ich kann Dich nicht hören! Du bringst mich in Verzweiflung mit Deinem Hohn! Wie kann mein Sohn, den ich erzogen habe und den ich liebe, eine solche Sprache führen? Ist das der Lohn dafür, daß ich gegen alle Regeln der Etiquette einen Tag vor der Hochzeit hier her gekommen bin? Doch jetzt breche ich auf, ich bleibe nicht hier! Die Hochzeit muß bei uns stattfinden, so gehört es sich, bei der Familie des Bräutigams! Du siehst mich nicht wieder, bis Du zur Kirche gehst. Justin, den Wagen! Lomaque, meine Kopfbedeckung! Dank für Ihre Gastfreundschaft! Fräulein, kleiden Sie sich morgen hübsch; Bedenken Sie, daß Sie die Braut meines Sohnes sind! Justin, Du Vagabond, wo ist

mein Wagen? Du abscheulicher Dummkopf, wo ist die Kutsche? Ich will nach Rouen zurück!" So tobte die Alte.

„Meine Mutter sieht gut aus, wenn sie in Wuth kommt, Rosa, nicht wahr?" fragte Danville, und schnupfte ruhig weiter, während die alte Dame aus dem Zimmer segelte.

„Warum bist Du so erschrocken, meine Liebe?" fragte er und nahm ihre Hand. „Meine Mutter hat die schwache Seite, stolz zu sein; so lange man diese nicht verletzt, ist sie sanft wie eine Taube. Mache mir doch ein freundliches Gesicht, Rosa! Sende mich nicht diese Nacht so von Dir!" Dann bückte er sich und flüsterte seiner Braut Etwas zu, was ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Ah, wie sie ihn liebt! Wie heiß sie ihn liebt," sagte ihr Bruder, der sie von einer Ecke des Zimmers aus beobachtete, als er sah, wie ihre Augen glänzten, als Danville ihre Hand küßte.

Lomaque hatte die Zornausbrüche der alten Frau ruhig mit angehört und die Scene zwischen Mutter und Sohn mit sarkastischem Lächeln begleitet.

Nachdem er sich erhoben, grüßte er Rosa mit einer Art Grazie, die seltsam zu seinem faltigen sarkastischen Gesicht paßte, und reichte ihrem Bruder die Hand mit den Worten: „Als wir heute zusammen auf der Bank saßen, nahm ich Ihre Hand nicht an, jetzt biete ich Ihnen aber die meinige!“ — Trudaine nahm sie schweigend, aber der alte Lomaque setzte hinzu: „In einigen Tagen werden Sie Ihre Ansicht über mich ändern!“ Dann verneigte er sich noch einmal vor der Braut und ging hinaus. Nachdem Alle fort, und Bruder und Schwester allein waren, mochten beide wohl denken: „Dies ist die letzte Nacht, die wir unter einem Dache allein verleben!“

Rosa brach das Schweigen zuerst und sagte: „Ich bin recht besorgt, wie es dem armen Charles gehen wird, glaubst Du, daß seine Mutter ihm sehr böse sein wird?“

„Ich finde, daß seine Mutter Recht hat, mit seiner Unart und Rücksichtslosigkeit für sie, unzufrieden zu sein!“ erwiderte der Bruder.

„Ach Louis,“ sagte die Braut, „könnte ich Dich doch lehren, meinen Charles mit meinen Augen zu betrachten. Ich fühle, Du liebst ihn nicht.“

„Du wirst es mich lehren, Rosa, Du wirst es!“ antwortete Louis Trudaine, dabei legte er seinen Arm um die Schwester und führte sie zu einem Stuhl, denn er sah, daß ihre Augen mit Thränen gefüllt waren.

„Weine nicht, süße Rosa,“ setzte er hinzu. „Morgen ist Dein Hochzeitstag und Du sollst nicht mit verweinten Augen Deinen Ehrentag feiern.“ — Es wurde an die Thür geklopft und die Dienerin erschien, um sich noch Befehle für den bedeutungsvollen Tag zu holen. Es war eine sehr geeignete Unterbrechung, denn jetzt war das junge Mädchen reichlich beschäftigt mit dem Anordnen, und ihr Bruder zog sich nun auch in sein Studirzimmer zurück.

Er setzte sich recht gedrückten Herzens an sein Schreibpult und breitete den Brief der Akademie der Wissenschaften vor sich aus. Nachdem er Alles noch einmal überlesen hatte, blieben seine Augen an einer Stelle haften, die lautete: „Während der ersten drei Jahre Ihrer Anstellung sind Sie jedoch verpflichtet, neun Monate in oder nahe bei Paris zu leben, um die Arbeiten des Laboratoriums nicht aus den Augen zu verlieren.“

Immer hatte er es sich gewünscht, seine Forschungen mit größeren Mitteln unterstützen zu können, jetzt war ihm durch dieses Anerbieten das ganze große pariser Laboratorium mit allen seinen Apparaten erschlossen und — er zögerte doch die Stelle anzunehmen, weil er gezwungen war, seiner Schwester, während neun Monate des Jahres, fern zu sein. — Und doch war er ihres Glückes und ihrer Ruhe so sehr unsicher, nach dem was er für ihren Verlobten fühlte.

Er zögerte noch fünf Minuten unentschlossen, ob er die Stellung annehmen oder ablehnen sollte. — Immer aber trat das leidenschaftliche Weib, die nun die Schwiegermutter seiner Schwester werden sollte, und der junge Mann, der ihr natürlicher Beschützer fortan sein würde, vor seine Augen. — Er nahm ein leeres Blatt Papier aus dem Tischkasten, tauchte die Feder ein und sagte: „Nein, ich nehme die Professur nicht an! Eingedenk der letzten Worte meiner Mutter will ich lieber meinen Lieblingsstudien diese schöne Aussicht versagen und nur meiner Schwester leben.“ Er schrieb, siegelte den Brief und steckte ihn dann gleich in den Postbeutel, der in der

Nähe des Tisches lag. Bei der letzten Handlung zögerte er indeß doch ein wenig und — er zog den Brief wieder heraus mit den Worten: „Guter Rath kommt über Nacht! Ich will mit der Absendung des Briefes doch bis morgen warten,“ dann steckte er ihn in seine Tasche und verließ schnell das Laboratorium.

Zweites Capitel.

Der Morgen kam und mit ihm der wichtige Tag, an welchem Rosa Trudaine und Charles Danville das Ehegelübde aussprechen sollten. Und es wurde ausgesprochen! — Rosa war nun das Weib Danville's.

Der Tag war köstlich und Madame Danville, die Mutter, war zufrieden mit Allem, selbst die Braut hatte ihr gefallen; denn sie führte sie nach der Ceremonie in eine Ecke des Zimmers und sagte ihr: „Du bist ein gutes Mädchen, und hast meinem Sohn Ehre gemacht, ja, Du hast mir gefallen! Jetzt gehe aber und kleide Dich für die Reise um, und rechne so lange auf meine Zuneigung für Dich, wie Du Dich bemühst, meinen Sohn glücklich zu machen."

Es war nämlich beschlossen, daß das junge Paar zunächst nach der Bretagne reisen, dort einige Wochen bleiben und dann auf dem Landsitz Danville's, bei Lyon, Wohnung nehmen sollte. Das Abschiednehmen ging auch vorüber und nachdem der Wagen fort war und Trudaine ihm noch lange nachgeblickt hatte, ging er schnell seinem kleinen Hause zu.

Der Staub des Reisewagens war lange fortgewirbelt, als Herr Lomaque noch immer an dem Gitter vor dem Hause stand und dem Paar nachzusehen schien; Dann nickte er mit dem Kopfe, rieb eine Handfläche mit der andern und sagte traurig: „Armes Mädchen, armes Mädchen!“ Aber er kehrte sich bei diesen Worten um, denn es kam Jemand aus dem Hause. Es war der Postbote mit einem Briefe in der Hand und dem Postbeutel unter dem Arm.

„Keine Neuigkeiten von Paris, Freund?“ fragte Lomaque.

„Sehr schlechte, Herr,“ lautete die Antwort. „Desmoulins hat in dem Palais Royal zu dem Volke gesprochen. Man fürchtet einen Aufstand.“

„Nur einen Aufstand," wiederholte Lomaque sarkastisch. „Wie gutmüthig die Regierung ist, daß sie nichts Schlimmeres fürchtet! Haben Sie Briefe?"

„Nein," antwortete der Postbote, „keine für das Haus nur einen, den ich abzugeben habe, erhielt ich eben hier."

Lomaque sah nach dem Briefe, den der Bote in der Hand hielt und las die Adresse, die an die Akademie der Wissenschaften zu Paris gerichtet war. —

„Ich bin neugierig ob er die Stelle annimmt, oder ablehnt?" sagte der Gutsverwalter, nickte dem Postboten zu und ging in's Haus.

An der Thür begegnete ihm Trudaine, welcher ihn fragte, ob er mit Madame Danville nach Lyon zurückzukehren gedächte.

„Ja," entgegnete Lomaque, „noch heute."

„Würden Sie mir vielleicht in oder bei Lyon eine sogenannte Junggesellen-Wohnung miethen, Herr Lomaque?" fragte Trudaine.

Bevor der alte Mann Etwas entgegnen konnte, war Trudaine schnell in das Haus zurückgegangen.

„Ah, Herr Trudaine, jetzt weiß ich, woran ich bin, die Professur ist nicht angenommen! Er will in der Nähe seiner Schwester bleiben," sagte Lomaque zu sich selbst, dann machte er eine Pause, biß sich in die Lippen und fuhr fort: „Der Himmel ist zwar heute am Hochzeitstage klar und heiter gewesen, aber die Wolken an dem Ehestandshimmel werden nicht ausbleiben; kann ich, so werde ich sorgfältig das Wetter beobachten."

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Fünf Jahre sind seitdem vorüber gegangen, daß Herr Lomaque vor dem Hochzeitshause seine Betrachtungen anstellte. Große Veränderungen waren in der Welt vorgegangen, die größesten an dem politischen Himmel Frankreichs.

Was vor fünf Jahren nur ein Auffland war, war nun zur Revolution herangewachsen, die mächtig Throne, Ansehen und Reichthümer erschüttert hatte. Der Resident jener Zeit hieß Schrecken; sein blutigstes Kleid trug er im Jahre 1794.

Herr Lomaque war auch nicht mehr Gutsverwalter, sondern er war öffentlicher Beamter geworden und saß eben in seinem Dienstzimmer. Es war gerade wieder so ein prächtiger Sommerabend als damals an den Ufern der Seine. Die Fenster des Zimmers standen offen und der Abendwind wehte sanft in das Zimmer. Jedoch Lomaque athmete so schwer, als drücke die Mittagsschwüle auf ihn, sein Gesicht blickte zuweilen ängstlich durch das Fenster auf die Straße.

Die Zeit war zwar ernst genug, eines Mannes Gesicht traurig zu machen. Denn wer konnte in jener Schreckenszeit wohl sicher sein, daß ihm nicht jeder neue Morgen Verrath, Gefangenschaft, Tod bringen würde? Doch Lomaque hatte andere Sorgen. Vor ihm auf dem alten Schreibtische lagen große Stöße Papier; eben hatte er einige Bogen aufgenommen und gelesen, was er las führte seine Gedanken nach dem Landhause an dem Ufer der Seine zurück.

Schneller als Jedermann es erwartet, hatten sich die politischen Verhältnisse umgestaltet, aber noch schneller waren die Veränderungen für die Privatverhältnisse un-

serer Bekannten aus dem ersten Theile dieser Erzählung umgestaltet worden. Der Gemahl Rosa's bemühte sich nicht lange, seiner jungen Frau seinen wahren Charakter zu verbergen. Erst wurde er rücksichtsloser, dann vernachlässigte er sie, dann folgten kleine Beleidigungen, die schließlich in Grobheiten übergingen. Die Arme wäre ohne ihres Bruders selbstverleugnende Liebe sicher elend und hilflos geworden.

Als die öffentliche Sicherheit gefährdet war, fand Danville noch andere Beschäftigungen, als sein junges Weib zu quälen, denn er fürchtete, daß er durch die Ansichten seiner Mutter den Revolutionsmännern in die Hände fallen würde. Die alte Dame war ihren Ansichten treu geblieben und durch alle Schrecken der Tage war sie überzeugt, daß die Zeit des alten Regiments wiederkehren würde.

Jahre gingen so vorüber und Danville sah besorgt in die Zukunft. Es war dies eine Zeit, wo der Bruder den Bruder fürchtete. Da man Danville als ränkevoll kannte, so war er als verdächtig bezeichnet; er hätte dies zwar nur den unbedachten und hochmüthigen Aeußerungen

seiner Mutter zuschreiben sollen, allein er glaubte, daß Lomaque es sei, der ihn verdächtigte, und der Gutsverwalter wurde entlassen.

In früheren Zeiten würde ein solches Opfer des Zornes ruinirt gewesen sein, jetzt aber nahm die Commune freudig die entlassenen Diener der großen Herren in ihren Dienst. Lomaque war arm, verschwiegen, nicht zu gewissenhaft, ein sehr guter Patriot, besaß Ehrgeiz und den Heldenmuth der Katze; mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, ging er nach Paris und hatte auch das Glück, bald einen Posten bei der geheimen Polizei zu finden. Inzwischen mäßigte sich der Aerger und der Zorn Danville's und er beschloß, seinen alten Verwalter zurückzurufen; allein es war zu spät. Lomaque war nun schon in der Lage, daß er seines Herrn Mißtrauen damit vergelten konnte, dessen Haupt unter die Guillotine zu bringen. Danville erhielt anonyme Briefe, welche ihn warnten, keine Zeit zu verlieren, um seinen Patriotismus an den Tag zu legen; ferner möge er seiner unvorsichtigen Mutter Schweigen gebieten, wenn sie nicht ihr Leben verlieren wollte.

Danville wußte sehr gut, daß es zu seiner eigenen Rettung, wie für die seiner Mutter, nur den einzigen Weg gebe, sie aus Frankreich zu schicken.

Wahrscheinlich hätte die Alte ihr Leben eher zehn Mal hingegeben, als auszuwandern, aber ihren Sohn liebte sie doch viel zu sehr, als daß sie den Muth gehabt hätte, ihn auch in Gefahr zu bringen und sie beschloß auf seinen Vorschlag, zu emigriren, einzugehen; allein sie wollte wissen, was ihr Sohn nun über sich beschlossen habe.

Er zeigte ihr einen Brief, aus welchem sie ersah, daß er Robespierre seine Dienste anbot, um sich als Patriot zu documentiren. Dies genügte der alten Frau und sie reiste nun getröstet, über Marseille in Begleitung einer Dienerin in's Ausland.

Die Absendung dieses Briefes nach Paris war eigentlich nur ein Act der Großprahlerei Danville's und es traf ihn wie ein Donnerschlag, als die Antwort eintraf, er werde in Folge seines Anerbietens nach Paris gerufen, um seinen Dienst unter der gegenwärtigen Regierung anzutreten. Da galt es nun zu gehorchen, denn es war kein anderer Ausweg mehr möglich. Er ging

also nach der Hauptstadt und nahm seine Frau mit sich an den Hauptheerd der Gefahren.

Mit Louis Trudaine war er in offener Feindschaft und jemehr jener sich um seine Schwester beunruhigte, jemehr belustigte Danville sich. Treu seiner Liebe und Freundschaft, folgte ihr aber auch ihr Bruder nach Paris. Die Tage der Schreckenszeit halfen denn aber auch den Geschwistern wieder zur Vereinigung. Danville trat seinen neuen Posten sehr ängstlich an, umsomehr da er bald erfuhr, daß es eine Beamtenstelle der geheimen Polizei sei, wo auch Lomaque als Chef-Agent angestellt war. Robespierre kannte seine Leute, er wußte, Danville hatte Geld und Platzkenntnisse, und so mußte er sich sehr nützlich machen können, wenn er wirklich ein so guter Patriot war, wie er zu sein vorgab. Außerdem wurden gewöhnlich entlassene Privatbeamte im Dienste der Regierung über ihre ehemaligen Prinzipale gesetzt, denn wer konnte sie wohl besser controliren, als die, welche Gelegenheit gehabt hatten, die Schwächen ihrer Brodherren zu studiren? —

Immer dunkler und trüber wurde das Gesicht Lomaque's, den wir vor seinem Schreibepulte in der Amtsstube verließen, als er über die fünf vergangenen Jahre nachdachte. —

Der benachbarte Kirchenthurm zeigte die siebente Abendstunde an und entriß ihn seinem Nachdenken. Er ordnete die Papiere vor sich, blickte dann nach der Thür, als erwarte er, daß Jemand eintrete; da aber alles still blieb, nahm er dasselbe Papier noch einmal in die Hand, auf welches er vorhin schon so lange geblickt hatte. Die wenigen Zeilen waren in Ziffern geschrieben und lauteten:

„Sie sind benachrichtigt, daß Ihr Oberaufseher Danville die Erlaubniß erhielt, in Lyon einige Geschäfte zu ordnen und daß er erst in ein oder zwei Tagen zurückerwartet wird. Während seiner Abwesenheit beschleunigen Sie die Angelegenheit Trudaine's und halten Sie sich in Bereitschaft, zu handeln. Jetzt lassen Sie Alles, bis Sie wieder Etwas von mir gehört haben. Sollten Sie etwas Besonderes über Danville wissen, so senden Sie es mir in meine Wohnung. Ihren Original-Brief habe ich verbrannt.“ —

Hier endigte die Schrift. Lomaque steckte das Papier in seine Tasche und seufzte. Das war ein seltenes Zeichen bei ihm.

Plötzlich hörte er Jemand an der Thür und es erschienen acht bis zehn Mann von der „Neuen französischen Inquisition", die sich längs der Mauer aufstellten.

Lomaque winkte Zweien von ihnen und sagte: „Picard und Magloire setzen Sie sich an das Schreibpult. Ich bedarf Ihrer, wenn die Anderen abgefertigt sein werden." Dann händigte er den anderen Männern Packete, Briefe und verschiedene Papiere ein, die diese schweigend nahmen und sich dann empfahlen. Uneingeweihte hätten vielleicht angenommen, daß es Rechnungen seien, die zum Einkassiren übergeben wurden. Wer konnte auch glauben, daß diese Stückchen Papier Arrest-Befehle, Denunciationen, Todeswarnungen und ähnliche schreckliche Dinge enthielten?

„Nun," sagte Lomaque, indem er sich zu den zwei Männern wandte, „haben Sie die bewußten Notizen erhalten?" die Männer bejaheten. „Sie, Picard, sind mit

Trudaine's Privatangelegenheiten betraut. Lesen Sie zuerst."

Picard zog ein Blatt aus seiner Tasche und las: „Einzelnes über Louis Trudaine, verdächtigt durch den öffentlichen Beamten Danville der Feindschaft der heiligen Sache der Freiheit und der Verachtung der Volks-Souveränetät. 1. Die verdächtigte Person ist nun überwacht und ihre Handlungen werden aufgezeichnet. Louis Trudaine ist zwei Mal in der Nacht gesehen worden, wie er von seinem eigenen Hause nach einem Hause in der Rue der Cléry ging. In der ersten Nacht hatte er Geld bei sich, in der zweiten Papiere. — Er kehrte stets ohne das Mitgebrachte nach Hause zurück. Diese Handlungen sind von einem Manne beobachtet worden, der im Haushalte Trudaine's angestellt ist, ein Diener aus der Zeit der Tyrannen. Wir können uns dieses Menschen bedienen, die Handlungen Trudaine's zu überwachen, denn er ist ein guter Patriot. 2. Das Haus in der Rue de Cléry ist zahlreich bewohnt, die Bewohner sind jedoch nicht genug controllirt. Man kann die Personen, welche Trudaine besucht, nicht so leicht ermitteln, wenn man nicht

einer Arrest-Befehl zur Seite hat. 3. Ein solcher Befehl schüchtert die Bewohner jenes Hauses ein und macht sie aufmerksam auf ihre Nachbarn. 4. Der Bürger Danville verläßt Paris für einige Zeit und der Dienst, Trudaine zu überwachen, ist nun von dem Unterzeichneten in die Hände Magloire's, seines Kameraden gelegt."

Die Unterschrift lautete: „Picard. Unterschrieben und beglaubigt. Lomaque."

Nachdem er dieses gelesen, legte der Polizei-Agent das Papier auf den Tisch vor sich. Da er keine weiteren Befehle erhielt, stand er auf und ging hinaus. Lomaque wechselte dabei nicht einen Zug in seinem Gesicht; ja, er klopfte noch immer gleichmäßig mit seinen Fingern leise auf den Schreibtisch vor sich, als er fast mechanisch dem andern Agenten zu lesen befahl. Dieser trug mit trockenem Geschäftston das Folgende vor:

„Einzelnes in der Angelegenheit Trudaine's. Der Bürger Agent ist beauftragt, Trudaine zu überwachen und meldet 1., daß Trudaine noch einen dritten geheimnißvollen Besuch in der Rue de Cléory machte. Die

Maßregeln, welche getroffen wurden, setzten uns in den Stand, noch eine zweite Person zu verdächtigen, es ist dies die Schwester Trudaine's, die Gattin des Bürger-Beamten Danville's."

„Armes verlorenes Geschöpf!" seufzte Lomaque und lehnte sich in seinen Armsessel zurück. Magloire war nicht daran gewöhnt, daß seine Berichte von Seufzern begleitet wurden, und er blickte höchst erstaunt in die Höhe. „Gehen Sie weiter, Magloire!" rief Lomaque plötzlich erzürnt. „Wer, zum Teufel! hieß Sie inne halten?" „Ich lese, Bürger!" entgegnete der Polizei-Agent und fuhr fort:

„Es ist bei Trudaine, wo die Gattin Danville's geheime Unterredungen mit ihrem Bruder hat. Dieselben geschehen in flüsterndem Tone, man kann also Einiges überhören. Die Schwester muß indeß gewarnt sein, denn die Zusammenkünfte finden erst in neuerer Zeit in der Rue de Cléry statt, sie geht stets erst nach ihrem Bruder in ihre eigene Wohnung zurück. 3. Während die sorgfältigsten Maßregeln genommen sind, das Haus in der Rue de Cléry zu überwachen, haben wir in Er-

fahrung gebracht, daß sein Besuch zu einem Gastwirthe Namens Dubois, der in jener Straße in dem bezeichneten Hause im vierten Stocke wohnt, geht. Als Trudaine dort anwesend war, konnte man nicht durch irgend einen Vorwand in das Zimmer der Eheleute eindringen. Ein Polizei-Agent ist beordert, den Platz zu bewachen. 4. Der Gastwirth ist arretirt. Er behauptet, nichts über seine Miether zu wissen. Jedoch ist es verdächtig, daß Bürger und Bürgerin Dubois falsche Reisepässe haben. Wahrscheinlich wollten sie aus Frankreich entfliehen. 5. Trudaine und seine Schwester stehen unter fortwährender Polizei-Aufsicht. Der Unterzeichnete erwartet weitere Befehle.

Magloire.

Unterzeichnet: Lomaque."

Nachdem der Beamte gelesen, legte er das Schriftstück auf den Tisch nieder; da er aber auch vergeblich auf weitere Befehle gewartet hatte, wie sein Vorgänger, stand er ebenfalls schweigend von dem Stuhle auf. „Wenn Bürger Danville nach Paris zurückkommt, wird er sehr überrascht sein, daß er durch die Denunciation

seines Schwagers auch gleichzeitig seine eigene Frau in Gefahr brachte?" bemerkte Magloire, noch an der Thür.

„Freund Magloire, Ihre Bemerkung klingt wie eine Frage," sagte Lomaque; „aber merken Sie sich, ich beantworte niemals solche Fragen. Wenn Sie genau wissen wollen, warum Bürger Danville seinen Schwager und somit auch sein Weib anzeigte, so giebt dies eine vortreffliche Beschäftigung für Sie, Bürger, nach Ihren Dienststunden."

„Ist sonst noch Etwas zu befehlen?" fragte der Beamte.

„Nein, dienstlich nichts mehr, aber ich habe doch Etwas für Sie in Bereitschaft. Setzen Sie sich an das andere Schreibepult. Ich habe Sie recht gern, nur fragen Sie nicht!"

Während der Bürger Beamte dieser Aufforderung Folge leistete, zog Lomaque sein Notizbuch hervor und las darin mit Aufmerksamkeit. Es trug die Ueberschrift: „Privat-Instructionen bezüglich Danville's", und lautete:

„Der Unterzeichnete lebte lange in dem Hause Danville's und giebt die Beweggründe an, welche Danville

zu der Denunciation seines Schwagers und seiner eigenen Frau geleitet haben mögen. Thatsachen sind: Louis Trudaine widersetzte sich erst, daß Danville seine Schwester heirathe; die Hochzeit fand indeß doch statt. Danach machte es sich der Bruder zur Aufgabe, das Glück seiner Schwester zu bewachen; er blieb stets in ihrer Nähe. Er ist ein Mann von seltener Entschlossenheit, Geduld und Langmuth. Er gab seinem Schwager nie Gelegenheit zur Unzufriedenheit oder zum Streite. Er legte ihm im Allgemeinen nie Etwas in den Weg, noch war er ihm bei Unternehmungen hinderlich: deshalb ist also unbegreiflich, weshalb Danville seinen Schwager anklagte. Die Angelegenheit ist also sehr geheimnißvoll."

Lomaque las diese Zeilen bis zu seiner eigenen Unterschrift. Sie waren der Inhalt jenes Papieres, welches er fortlegte, als die Beamten eingetreten waren. Er hatte das Ganze auf ein neues Stück Papier übertragen und wollte es eben siegeln, als an die Thür geklopft wurde. „Herein!" rief er erzürnt, und es nahete sich ihm ein Mann im Arbeiterkleide, welcher ganz und gar mit Staub bedeckt war. Er sagte Lomaque einige

Worte leise in's Ohr und ging wieder. Lomaque öffnete noch einmal das Geschriebene und schrieb unter die Unterschrift: „Ich erfahre soeben, daß Danville schon in dieser Nacht hierher zurückkehrt.“ Dann siegelte er den Brief und übergab ihn Magloire. Der Polizei-Agent sah auf die Adresse und verließ das Zimmer. Sie war an „Robespierre, Rue Saint-Honoré.“

Als Lomaque allein war, ging er auf und ab und biß sich an den Fingernägeln, dann sagte er: „Danville kommt diese Nacht zurück und die Krisis mit ihm! Trudaine und seine Schwester sind als Verschwörer bezeichnet. Alles was man sieht und hört, soll als schädlich verdächtigt sein.“ — Wieder ging er ein paar Mal das Zimmer auf und ab, endlich blieb er an dem offenen Fenster stehen und hielt folgendes Selbstgespräch: „Jetzt sind es gerade fünf Jahre, daß ich mit Trudaine auf jener Bank an den Ufern der Seine saß und daß Schwester Rose dem alten Lomaque Kaffee warm stellte. — Nein, die Beiden kann ich nicht verdächtigen, vielleicht muß ich sie gerade festnehmen lassen? Ach, ich wünschte, diese

Geschichte wäre in eine andere Hand als in die meinige gekommen, ich möchte Einiges darum geben."

Dann kehrte er wieder zu seinem Schreibetisch zurück uod begrub sich unter seine Schriften, bald lesend, bald denkend, wie Jemand, der seine eigenen Gedanken los sein möchte, so trieb er es eine Stunde und biß dabei von Zeit zu Zeit in ein Stück trockenes Brot; endlich wurde es dunkler in dem Zimmer.

„Vielleicht haben wir diese Nacht wieder keine Ruhe," sagte der alte Mann und klingelte nach Licht. Es wurde gebracht. Magloire kehrte auch zurück und hielt ein dreieckiges Briefchen, welches eher einem Liebesbrief glich, als einem Verhaftsbefehl, und ein kleines versiegeltes Päckchen in seiner Hand. Lomaque öffnete; es war mit Robespierre's Unterschrift versehen und enthielt in Ziffernschrift die Worte:

„Verhaften Sie Trudaine und seine Schwester diesen Abend und bewachen Sie Danville, wenn er zurück kommt. Ich fürchte, er ist ein lasterhafter Mensch und von allen Uebeln hasse ich das Laster am meisten."

„Noch Etwas zu thun für diese Nacht?“ fragte Magloire.

„Nur eine Arretirung! Versammeln Sie Ihre Leute, und wenn Sie bereit sind, so lassen Sie einen Wagen vorfahren,“ antwortete Lomaque.

„Kaum sind wir nun eben einen Augenblick ruhig bei dem Abendessen, da kommt schon wieder Etwas! Der Teufel hole die Aristokraten! Sie sind so sehr auf die Guillotine bedacht, daß sie nicht einmal einen ehrlichen Menschen seine Mahlzeit einnehmen lassen,“ murmelte der Polizei-Agent.

Lomaque machte für sich die Bemerkung: „Jetzt bleibt keine Wahl übrig: Sein Vater rettete den meinigen; er selbst behandelte mich stets als seinesgleichen, und seine Schwester erzeigte mir die Aufmerksamkeit, als wäre ich ein Edelmann gewesen.“ —

Er ging zu dem Schreibepulte, zog eine Flasche Liqueur hervor und stärkte sich.

„Ich werde mit dem Alter weichherziger, das merke ich,“ sagte er, „Muth! Was sein muß, muß sein! Und

wenn ich meinen Kopf wagen sollte, ich kann sie nicht arretiren!"

„Die Kutsche ist bereit!" hieß es.

„Nun, ich gehe!" so tröstete sich der Chef der heimlichen Polizei-Agenten von Paris selbst; blies sein Licht aus und verließ das Zimmer.

Zweites Capitel.

Da Rosa nicht wußte, daß ihr Gatte früher nach Paris zurückkommen würde, als er bestimmt hatte, war sie von ihrer einsamen Wohnung zu ihrem Bruder gegangen, um den Abend mit ihm zuzubringen. Sie saßen noch lange eng bei einander, über Familienangelegenheiten plaudernd, als die Sonne schon lange untergegangen war und in dem Augenblick, als Lomaque sein Licht in dem Dienstzimmer auslöschte, zündete Rosa erst die Lampe in dem Zimmer ihres Bruders an. —

Die fünf traurigen Jahre, die an Rosa vorübergegangen waren, hatten ihr Aeußeres stark verändert. Ihr Gesicht hatte nicht mehr jene rundliche Form, die

den Kinderwangen eigen ist, es war dünner und länger geworden und selbst die zarte Röthe war geschwunden. Ihr Gang hatte die ehemalige Elasticität verloren und wenn sie ging, machte sich eine gewisse Schwäche sichtbar, die sie nöthigte, oft stehen zu bleiben, um auszuruhen. Ihre mädchenhafte Schüchternheit war in unnatürliche Aengstlichkeit übergegangen. Von alle dem entschwundenen Zauber ihrer Persönlichkeit war nur ihre süße, zu Herzen dringende Stimme übrig geblieben, nur schien auch diese von einer gewissen Traurigkeit behaftet zu sein.

Ihren Bruder hatte die Zeit viel weniger verändert, wenngleich sein Gesicht auch Spuren des Grames trug.

Wir wissen es ja aus Erfahrung, die Schönheit, das Ideal der Welt, verweilt nicht lange in ein und demselben Tempel. — Als Rosa die Lampe niederstellte und sie mit dem Schirme bedeckt hatte, fragte sie ihren Bruder: „Du glaubst also, mein guter Louis, daß unsere gefährliche Unternehmung einen guten Ausgang haben wird? Welche Erleichterung ist es für mich, wenn Du sagst, wir werden zu unserem Ziele gelangen!“

„Ich sagte nur, ich hoffe!" erwiderte ihr Bruder.

„Eben, Hoffnung ist ein großes Wort, von Dir ausgesprochen, in dieser entsetzlichen Zeit und dieser schrecklichen Stadt," erwiderte Rosa. Sie hielt plötzlich inne, denn ihr Bruder hatte seine Hand warnend erhoben. Sie lauschten Beide mit verhaltenem Athem. Die Töne der Fußtritte, welche sie durch das geöffnete Fenster gehört hatten, waren nun schon vorüber; Alles war still und ruhig, ähnlich der Stille des Todes, der seine Fackel nun schon seit Monaten über das unglückliche Paris schwang. Es war ein Zeichen der Zeit, daß sogar das Hören von Fußtritten dazu geeignet schien, die Menschen in ihren friedlichen Familienunterhaltungen zu stören.

„Wann glaubst Du, Louis, daß ich meinem Mann unser Vorhaben mittheilen kann?" fragte Rosa mit flüsternder Stimme.

„Nicht jetzt, jetzt keine Sylbe!" warnte Trudaine ernstlich, „sage ihm nichts früher davon, bis ich es Dir erlauben werde."

„Ich werde unser Geheimniß heilig halten, mein Bruder," antwortete die junge Frau.

„Wenn Du es mir sagst, so glaube ich Dir," sagte Trudaine, „aber ich bitte Dich, sprechen wir jetzt von etwas Anderem. Diese Mauern könnten Ohren haben und die verschlossene Thür dort unten schützt uns vielleicht auch nicht vor Verrath." Bei diesen Worten blickte er scheu um sich. „Nach und nach komme ich auf Deine Idee, Rosa; ich glaube, daß mein neuer Diener ein sehr falsches Gesicht hat. Ich wünschte, ich wäre so vorsichtig gewesen, wie Du es mir gerathen hast."

„Hast Du bemerkt, daß er Deine Handlungen belauscht? Hat er überhaupt etwas Verdächtiges gethan? Ich bitte Dich, sage es mir, Louis!" bat Rosa.

„Still, still, meine Liebe, sprich nicht so laut, rege Dich nicht so auf! Nein, er hat nichts Verdächtiges sehen lassen."

„Entferne ihn! Ich bitte Dich, entferne ihn, bevor es zu spät ist!" bat die Schwester.

„Um von ihm sofort denuncirt zu sein!" ergänzte Louis Trudaine. „Du vergißt, daß Diener und Herren jetzt gleich sind. Ich darf nicht einmal sagen, daß er mein Diener ist; ich habe nur einen Bürger, den ich für

seine Mühen und Arbeiten bezahle. — Alles was ich thun kann, ist, daß ich ihn abfasse, wenn er mir Warnungen überbringt. Doch, da haben wir wieder einen recht unangenehmen Gesprächsstoff, wechseln wir ihn wieder! Bitte, öffne dort einmal den Schubkasten! es liegt ein Buch darin, über welches ich Deine Ansicht hören möchte."

Rosa nahm es heraus, es war eine Copie von Corneille's Cid, in blaues Leder gebunden. Rosa war entzückt, als sie hörte, ihr Bruder habe das Buch für sie gekauft, weil Corneille einer der Schriftsteller sei, der Niemand, selbst in dieser schrecklichen Zeit, compromittiren könnte. „Du äußertest neulich, Rosa, daß Du nur wenig von unserem größten Dramatiker weißt," sagte ihr Bruder. Ein frohes Lächeln, wie in früheren Tagen, zog über das Gesicht der Schwester.

„Sieh nur," fuhr Trudaine fort, „am Anfange eines jeden Actes sind hübsche Kupferstiche!" Als er seine Schwester so beschäftigt hatte, stand er auf, ging zum Fenster und hob den Vorhang in die Höhe. Er blickte auf die Straße. „Es ist nichts zu sehen, ich muß mich

doch geirrt haben," sagte er zu sich selbst und ging dann wieder zu dem Tische.

„Ich bin neugierig, ob mein Mann mich wird in's Theater gehen lassen, wenn der Cid gegeben wird?" sagte Rosa, noch immer in das Buch blickend.

„Nein!" schrie eine rauhe Stimme an der Thür, „nicht einmal, wenn Du mich auf den Knieen darum bätest!"

Rosa blickte sich erschrocken um und sah ihren Mann auf der Thürschwelle, welcher sie mit finsteren Blicken ansah. Er hatte seinen Hut aufbehalten und hielt seine Hände in den Taschen.

Der Diener Trudaine's meldete ihn mit einem tückischen Lächeln und den Worten: „Bürger Danville besucht seine Frau, die Bürgerin Danville.".

Rosa sah ihren Bruder an, der einige Schritte zur Thüre gethan hatte. „Das ist wirklich eine Ueberraschung!" sagte sie. „Ist denn Etwas geschehen? Wir erwarteten Dich später."

„Wie darfst Du es wagen, hierher zu gehen, nach

dem was ich Dir gesagt habe?" fragte Danville in strengem Tone.

Die arme Frau war so erschrocken, als wenn ihr Mann sie geschlagen hätte. — Trudaine war bleich geworden bei der Scene und ergriff fast unwillkürlich den Arm seiner zitternden Schwester, um sie zu einem Stuhl zu führen.

„Ich verbiete es Dir, Dich hier in diesem Hause aufzuhalten! Ich befehle, daß Du mit mir gehst! Hörst Du? Ich befehle es!"

Er näherte sich ihr, als er aber sah, mit welchen Blicken Trudaine ihn ansah, blieb er stehen. Rosa stellte sich schnell zwischen beide Männer.

„O Charles, Charles, ich bitte Dich, sei freundlich mit meinem Bruder, sei freundlich gegen mich! Ich habe Dir so Vieles mitzutheilen," bat Rosa. Er wandte sich höhnisch lachend ab. — Als Rosa noch einmal zu sprechen versuchte, gab ihr der Bruder ein Zeichen, daß sie schweigen möge.

Danville hatte es gesehen und rief wüthend: „Was, Ihr verständigt Euch in meiner Gegenwart durch Signale?"

Mit diesen Worten blickte er sein unglückliches Weib wüthend an, und als er das Buch in ihrer Hand erblickte, fragte er in demselben Tone: „Was ist das für ein Buch?"

„Eines der Corneille'schen Dramen," antwortete Rosa, „Louis hat es mir geschenkt."

„Gieb es ihm zurück!" schrie er wüthend, „Du darfst kein Geschenk von ihm annehmen. Das Gift des Spions dieses Hauses haftet daran! Gieb es ihm zurück!" Da sie zögerte, riß er ihr das Buch aus der Hand, warf es an den Boden und trat mit den Füßen darauf.

„O Louis, Louis! bedenke doch!" bat Rosa. Trudaine war auf Danville zugeschritten, als dieser das Buch auf die Erde geworfen hatte, aber die junge Frau hielt ihn mit ihren Armen zurück. Sie hatte die brennende Röthe auf dem Gesichte ihres Bruders richtig gedeutet.

„Nein, nein," sagte sie und umfaßte ihn enger, „thue jetzt nichts, nach den fünf Jahren ruhigen Ausharrens!"

Er machte sich sanft von ihr los.

„Du hast Recht, Liebe, ich habe mich wieder gefunden," antwortete Trudaine und hob das Buch von dem Boden auf.

„Du hast einen sonderbaren Charakter," sagte Danville mit nichtswürdigem Lächeln; „jeder andere Mann würde mich nach einer solchen Behandlung gefordert haben.'

Trudaine reinigte das Buch mit seinem Taschentuche und antwortete mit furchtbarem Ernst: „Wenn ich Dein Blut so leicht von meinem Gewissen tilgen könnte, wie die Flecke von diesem Buche, so solltest Du die nächste Stunde nicht mehr erleben! Rosa, Dir werde ich das Buch aufheben bis zu einer anderen Zeit," setzte er hinzu.

„Ha! ha!" lachte Danville, „setze nicht so muthig Hoffnung auf die Zukunft, — und hüte Deine Zunge in meiner Gegenwart. Es wird eine Zeit kommen, wo Du mich um Hilfe bitten wirst. Verstehst Du mich?"

„Der Mann, welcher mir in diesen Tagen auf Tritt und Schritt folgte, war gewiß Danville's Spion," sagte sich Trudaine traurig, dann lauschte er, es ließen sich

schnelle Schritte hören, die unter dem Fenster anhielten.

Danville blickte ängstlich um sich und dachte: „ich habe meine Rückkehr absichtlich beschleunigt, denn diese Verhaftung hätte ich um keinen Preis versäumen mögen,“ und er blickte auf die Straße hinunter.

Die Sterne waren am Firmament, aber das Mondlicht fehlte, und so konnte er die Personen, die unten standen, nicht unterscheiden, und er zog den Kopf in das Zimmer zurück. Seine Frau saß auf einem Stuhle, noch von dem Schreck gefesselt; Trudaine trug eben das Buch in ein anderes Zimmer. Tiefstes Schweigen herrschte, als man Personen auf der Treppe hörte. Die Thür wurde leise geöffnet.

Lomaque erschien mit seinen Agenten in der Thür.

„Gesundheit und Brüderlichkeit, Bürger Danville,“ sagte Lomaque. „Wo ist Bürger Louis Trudaine?“

Rosa wollte sprechen, aber Trudaine's Hand schloß ihr den Mund.

„Mein Name ist Trudaine,“ antwortete er.

„Charles,“ rief Rosa, „wer ist der Mann? Was will er?“

Er gab ihr keine Antwort.

„Louis Trudaine,“ sagte Lomaque und zog dabei ein Papier aus seiner Tasche, „im Namen der Republik verhafte ich Sie!“

„Rette meinen Bruder, Charles,“ rief Rosa, „rette ihn! Du bist der Vorgesetzte dieses Mannes hier, befehle ihm, das Zimmer zu verlassen.“

Danville machte ihre Hand lieblos von seinem Arme los.

„Lomaque thut nur seine Pflicht,“ sagte er mit boshaftem Lächeln zu Trudaine gewendet. „Ja, er erfüllt nur seine Pflicht, nichts weiter! Sieh mich nur an, Trudaine, Du denkst, ich denuncirte Dich, ja, ich that es, und ich bin stolz darauf, ich habe mich selbst von einem Feinde, den Staat aber von einem schlechten Bürger befreit. Du erinnerst Dich doch der geheimen Besuche in der Straße von Clery?“

Sein Weib war vor Entsetzen fast erstarrt, aber sie sagte doch: „komm, ich muß Dich sprechen,“ und mit fast

männlicher Kraft zog sie ihren Mann in die Ecke des Zimmers und mit todtenbleichen Wangen hob sie sich auf die Fußspitzen und wollte ihm eben Etwas zuflüstern, als Trudaine rief: „Rosa, wenn Du ein Wort sprichst, bin ich verloren!“ Sie verließ ihren Mann und blickte ihren Bruder entsetzt an.

„Rosa,“ fuhr Trudaine fort, „wenn Du mich liebst, so schweige.“

Sie warf sich an den Hals ihres Bruders und weinte laut.

Danville wandte sich kalt zu dem Polizei-Agenten und sagte: „Führen Sie den Gefangenen ab! Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan.“

„Nur erst halb,“ entgegnete Lomaque, ihn aufmerksam ansehend. „Rosa Danville —“

„Mein Weib? Was wollen Sie mit ihr?“ rief Danville.

„Rosa Danville,“ fuhr Lomaque höchst kaltblütig fort, „Sie sind mit Louis Trudaine gleichzeitig verhaftet!“

Rosa hob ihren Kopf von der Brust ihres Bruders empor und dieser flüsterte ihr zu: „Auch Du, Rosa, o mein Gott, darauf war ich nicht vorbereitet!“

Sie hörte diese Worte, trocknete ihre Thränen, küßte ihn und sagte:

„Ich bin erfreut darüber, Louis, wir bleiben zusammen. Ich bin erfreut!“

Danville sah Lomaque ungläubig an und sagte: „Unmöglich! Hier muß ein Mißverständniß obwalten, denn ich habe ja mein Weib nicht denuncirt?“

„Still,“ antwortete Lomaque, „still, Bürger, achtet die Gesetze der Republik!“ —

„Sie gemeiner Kerl! zeigen Sie mir doch erst den Verhaftbefehl,“ sagte Danville. „Wer hat es gewagt, mein eigenes Weib zu denunciren?“

„Sie selbst,“ entgegnete Lomaque, „Sie, dem ich den gemeinen Kerl zurückgebe. Sie verdächtigten Ihren Schwager, aber auch mit ihm gleichzeitig Ihre eigene Frau. Ist Trudaine schuldig, so ist Ihre Frau es ebenfalls. Wir wissen das, darum wird sie verhaftet.“

„Ich widersetze mich diesem Befehl,“ sagte Danville, „denn ich bin hier der Vorgesetzte! Wer wagt es, mir zu widersprechen?“

Der Chef der Agenten antwortete nicht, sondern ging an das Fenster, wo sich neues Geräusch vernehmen ließ.

„Hören Sie?“ rief Lomaque aus und zeigte auf die Straße.

Viele menschliche Tritte ließen sich hören und man vernahm den Gesang der Marseillaise, dann naheten sich Fackeln.

„Hören und sehen Sie dies Alles?“ fragte Lomaque, „nun, so respectiren Sie auch die Befehle des Mannes, der das Schicksal von ganz Frankreich in seinen mächtigen Händen hält. Hut ab, Bürger Danville! Robespierre ist auf der Straße, man leuchtet ihm bis zu dem Jakobiner-Club voran! Sie fragen, wer sich Ihnen zu widersetzen wagt? Ihr Vorgesetzter und der meinige, der Mann, von dem ein Federzug genügt, um unsere beiden Köpfe unter die Guillotine zu bringen. Soll ich ihn rufen, wenn er hier vorüber kommt? Soll ich ihm sagen, der Oberaufseher Danville widersetze sich seinen Be-

fehlen? Soll ich? Soll ich?“ Mit diesen Worten breitete Lomaque den Verhaftbefehl vor den Augen Danville's aus und zeigte ihm die Unterschrift mit dem Knopf seines Stockes. Die Erinnerung an die Guillotine hatte Danville bescheidener gemacht. — Er sah die Unterschrift an, während Trudaine mit verschränkten Armen zugehört hatte und seiner Schwester fortwährend Muth einflößte. Dann sagte er zu Lomaque: „Bürger, wir sind bereit, thut Eure Pflicht!“

Die Musik auf der Straße wurde immer lauter, das Fackellicht immer heller, die Menschenmenge war gerade unter den Fenstern des Hauses. Diesen Lärm benutzte Lomaque und flüsterte Trudaine zu: „Ich habe den Hochzeitabend und die Bank am Seine-Ufer nicht vergessen!“

Noch ehe Trudaine antworten konnte, hatte der alte Mann Rosa's Hut und Mantel genommen, um es ihr zu geben.

Danville stand stumm und zitternd da, als er die Zurüstungen zu dem Abführen sah; er hatte nur ein

oder zwei Worte leise, sehr leise zu seiner Frau gesprochen.

„Die Möbel und Bettstücke sind alle fest versiegelt,“ meldete Magloire an Lomaque, welcher ihm zuwinkte und befahl, daß die Agenten sich in Bereitschaft halten möchten.

„Alles in Ordnung!“ meldete der Agent zum zweiten Male; diesmal mußte er fast schreien, sonst wäre er nicht verstanden worden, so tobte die Menge, welche Robespierre begleitete, und die nun gerade an dem Hause vorüberzog. Das Fackellicht erleuchtete hell das Zimmer, als Lomaque eben den Befehl aussprach:

„In das Gefängniß von Sankt Lazarus!“

Drittes Capitel.

Zwei Tage nachdem Trudaine und seine Schwester verhaftet worden waren, stand der Hauptkerkermeister von Sankt Lazarus vor seiner Thür und rauchte sein Morgenpfeifchen, als er sah, daß Lomaque, der Chef der zweiten Section der geheimen Polizei, durch das Gitter in den Hof trat.

„Guten Morgen, Herr Lomaque," rief der Hauptkerkermeister, „was führt Sie denn schon so früh zu mir? Vergnügen oder Geschäfte?"

„Heute fand ich gerade eine unbeschäftigte Stunde," entgegnete Lomaque, „da ging ich denn ein Wenig aus, und da mich der Zufall bis vor das Gefängniß von

Sankt Lazarus führte, so wollte ich gleich mal hören, wie Sie sich befinden, mein Freund?"

„Ach, wie glücklich sind Sie, doch noch einige müßige Stunden zu finden," entgegnete der Hauptkerkermeister, „ich bin leider überladen mit Arbeit, denn die Guillotine arbeitet für uns noch zu langsam."

„Müßt Ihr Euch auch schon mit den Gefangenen bei dem Frühstück beschäftigen?" fragte Lomaque sehr unbefangen.

„Ja doch, ja! Von früh bis spät! Kommen Sie, Freund Lomaque, besehen Sie sich doch einmal die Gesellschaft," sagte der Kerkermeister, der von seinen Gefangenen wie von einer Gemälde-Sammlung sprach.

Lomaque nickte zustimmend und sah dabei ungemein gleichgültig aus. Der Kerkermeister führte ihn in das Innere einer Halle und zeigte mit seiner Pfeifenspitze auf die Gefangenen. „Seht, das ist unser Morgenimbiß, Bürger, gerade bereit zum Einnehmen!"

In einer Ecke der Halle standen und saßen mehr denn dreißig Personen von verschiedenem Geschlecht und Alter. Die einen starrten stumm vor sich hin, andere

lachten und plauderten. Nahe bei ihnen befanden sich die beaufsichtigenden Bürger-Wachen; zwischen der Wache und den Gefangenen saß der zweite Kerkermeister eben mit seinem Frühstück beschäftigt. — Lomaque's scharfes Auge fand bald das, was er heimlich suchte; Trudaine und seine Schwester. — Beide standen außerhalb der eigentlichen Gruppe und sprachen mit einander.

„Nun, Apollo," redete der Hauptkerkermeister den zweiten Kerkermeister mit seinem Spitznamen an, „ermüdet Dich dieses furchtbare Geschwätz hier nicht?"

„Ich bitte Dich, thue mir den Gefallen und lies heute Nachmittag während meiner Abwesenheit die Liste der Guillotine und bezeichne die Thüren der Gefangenen, die morgen sterben werden, mit Kreide, bevor der Karren kommt, der sie abholen wird."

„Doch trinke heute nicht so viel, Apollo, hörst Du, daß keine Verwechselung mit der Todtenliste geschieht."

„Na, nu," sagte Lomaque, „wir haben jetzt den heißen Juli, da ist man durstig," mit diesen Worten klopfte er seinem Freunde auf die Schultern und setzte hinzu: „Warum haben Sie sich denn so mit dem Früh-

stück beeilt? Ich habe heute Zeit, kann ich Ihnen vielleicht helfen, jene Leute dort in den Gang zu setzen?"

„Ja, helfen Sie nur, Freund Lomaque," sagte der Hauptkerkermeister, und der Chef der geheimen Polizei fing nun auch an, die Gefangenen in Reih und Glied zu bringen.

Er suchte sich Trudaine zu nahen und machte ihm ein Zeichen des Einverständnisses, dann nahm er ihn ziemlich unsanft bei den Schultern und sagte: „so, Sie werden hier mit Ihrer jungen Frau den Schluß decken!"

Trudaine fühlte ein Stück Papier zwischen Nacken und Halstuch. — „Muth!" flüsterte er seiner Schwester zu, die bei Lomaque's Scherzen heftig zitterte.

So setzte sich nun der Zug zu dem Verhör nach dem Tribunal-Gericht in Bewegung. Die Wache und der bucklige zweite Kerkermeister begleiteten die Gefangenen. Lomaque wollte sie auch begleiten, aber der gastfreundliche Hauptkerkermeister sagte: „Ach, lassen Sie nur den Collegen allein bei den Gefangenen und kommen Sie zu einem Glase Wein herein!"

„Ich danke," entgegnete Lomaque, „ich ziehe es vor, dieses Geschwätz noch weiter mit anzuhören. Vielleicht komme ich am Nachmittag. Wann gehen Sie denn zu Ihrer Sitzung? Um zwei Uhr? Gut, ich werde gleich nach ein Uhr hier sein." Mit diesen Worten nickte er seinem Freunde zu und entfernte sich.

Als Lomaque zu dem Tribunal kam, sollte eben das Verhör beginnen.

Das vorzüglichste Meublement des Gerichtssaales war ein großer, mit grünem Stoffe bedeckter Tisch. An diesem saßen der Präsident und andere Herren des Tribunals mit bedeckten Häuptern. Dem Tische gegenüber befanden sich Bänke für das Publikum, die meist von Frauen besetzt waren, die sich hier mit ihren verschiedenen Beschäftigungen niedergelassen hatten. Einige strickten, andere näheten, kurz, sie schienen ganz heimisch zu sein an der Gerichtsstätte. Zwischen Tisch und Publikum war ein von einem Gitter eingefaßter Raum für die Angeklagten und ihre Wächter.

Die Sonne schien hell und freundlich durch ein

hohes Fenster und ein heiteres Sprechen hallte durch den Raum, als Lomaque eintrat.

Er war hier als Polizist eine begünstigte Persönlichkeit, darum trat er auch durch eine besondere Thür in den Saal, umschritt erst den Raum, wo die Gefangenen standen, und dann erst begab er sich auf einen Sitz hinter dem Stuhle des Präsidenten. Trudaine stand mit seiner Schwester wieder außerhalb der Andern, und er machte Lomaque ein Zeichen; denn er hatte schon Gelegenheit gefunden, den zugesteckten Zettel zu lesen. Sein Inhalt hieß:

„Ich habe eben entdeckt, wo Bürger und Bürgerin Dubois sich aufhalten. Gestehen Sie nichts. So nur werden Sie Ihr eigenes Leben und das Ihrer Schwester retten können!"

Danville, Magloire und Picard waren auch in dem Saale anwesend. Danville konnte man die Angst von dem Gesichte ablesen. Von Zeit zu Zeit nahm er sein Taschentuch und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Ruhe!" rief jetzt der Thürsteher mit heiserer Stimme. „Ruhe!" Mit diesen Worten schlug er mit

einem dicken Knüttel auf den Tisch. „Ruhe! der Präsident wird sprechen!“

Der Präsident erklärte nur, daß die Sitzung nun eröffnet sei. Aber man hörte in diesem Augenblick einen dumpfen Fall unter den Gefangenen und man bemerkte eine lebhafte Bewegung. Zwei ihrer Wächter geboten Ruhe; dann folgte tiefes Schweigen, welches aber durch das Hinzutreten eines Mannes abermals unterbrochen wurde. Er hielt ein mit Blut gefärbtes Messer in der Hand, das er auf den Tisch niederlegte und sagte: „Bürger, ich habe zu berichten, daß sich soeben der eine der Gefangenen selbst gemordet hat!“ — Ein Murmeln lief durch den weiten Saal. — „Ist das Alles? Wie ist sein Name?“ fragte der Präsident.

„Martigné,“ antwortete der bucklige Kerkermeister und ging zu dem Tisch, um weitere Notizen aufschreiben zu lassen.

„Nähere Beschreibung?“

„Hoflieferant und Wagenfabrikant des Tyrannen Capet.“

„Angeklagt?“

„Der Verschwörung im Gefängniß.“

Der Präsident schrieb das Alles auf und schloß seine Notizen mit den Worten: „Griff dem Gesetze vor und tödtete sich selbst; eine Handlung, die dazu berechtigt, seine Güter und sein Vermögen einzuziehen. 1. Termidor, zweites Jahr der Republik.“

„Ruhe!“ gebot der Mann mit dem Knüttel von Neuem, als der Präsident seine Notizen mit Sand bestreute. „Bringen Sie den Todten fort,“ sagte er und schlug sein Buch mit den Notizen zu.

„Ist noch etwas Besonderes für heute?“ fragte der Präsident und blickte nach den Leuten hinter sich.

„Ja, Etwas,“ sagte Lomaque und ging zu dem Stuhle des Präsidenten. „Wollen Sie, so verhören Sie Louis Trudaine und Rosa Danville zuerst. Zwei von meinen Leuten sind hier in diesem Falle als Zeugen vorgeladen, und da die Republik ihrer Dienste bedarf, so möchte ich, daß sie bald verhört werden.“

Der Präsident überflog die vor ihm liegende Liste und beauftragte den Aufrufer die Namen zu verlesen und die Angeklagten vor die Schranken zu bringen.

Wie Lomaque zurückging, näherte sich ihm Danville und flüsterte ihm zu: „Es geht ein Gerücht, daß Sie wissen sollen, wo sich Bürger und Bürgerin Dubois aufhalten, ist es so?“

„Ja,“ antwortete Lomaque, „aber ich habe den Befehl, das Geheimniß für mich zu behalten.“

Danville ärgerte sich über den Ton, in welchem sein Unterbeamter ihm diese Frage beantwortet hatte.

„Louis Trudaine! Rosa Danville“ rief die Stimme des Beamten.

Beide Gerufenen erschienen vor dem Tisch. Der erste Blick auf ihre Richter, der andere auf die hier versammelte Menge schienen Rosa niederschmettern zu wollen. Sie wurde bleich und roth. Dann lehnte sie sich an die Schulter ihres Bruders, dessen Herz sie schlagen fühlte, und weinte leise.

„Nun!“ sagte der Präsident und schrieb ihre Namen auf. „Angeklagt durch wen?“

Magloire und Picard traten zu dem Tisch, und der erstere antwortete: „Durch den Bürger Danville.“

Diese Antwort erregte großes Aufsehen unter Gefangenen und Publikum.

„Wessen angeklagt?" fragte der Präsident weiter.

„Der männliche Gefangene der Verrätherei gegen die Republik; der weibliche der Mitwissenschaft dieser Verrätherei."

„Die Beweise?" fuhr der Präsident ordnungsmäßig fort.

Picard und Magloire legten ihre Entwürfe vor, die sie an jenem Abende in dem Dienstzimmer vorgelesen hatten.

„Gut!" sagte der Präsident, nachdem dieselben laut verlesen waren. „Haben Sie Ihre Anklage vernommen?" fragte er zu den beiden Gefangenen gewendet. „Haben Sie noch Etwas hinzuzufügen? Ist dies der Fall, so fassen Sie sich sehr kurz, denn unsere Zeit ist kostbar!"

„Ich wünsche für meine Schwester und für mich zu sprechen," antwortete Trudaine, „so werde ich die Zeit des Tribunals am wenigsten beanspruchen; denn ich werde sogleich ein Geständniß ablegen."

Eine außerordentliche Stille herrschte im Saale als Trudaine das Folgende aussagte:

„Ich gestehe, daß ich mich heimlich nach dem Hause in der Rue Cléry begab. Ich gebe zu, daß die Person, welche ich dort sprach, die in der Anklage erwähnte ist. Und ich bekenne, daß wir die Wege besprachen, auf welchen wir Frankreich verlassen könnten. Aber wir haben nie daran gedacht, die gegenwärtige politische Regierung mit in unser Gespräch zu ziehen; folglich bin ich auch nicht eines Vergehens gegen die Republik schuldig. Die Person, mit welcher ich dort sprach, hat keinen Einfluß auf die Politik, noch hat sie Bekanntschaft mit Personen, die in der Politik eine Rolle spielen, deshalb bin ich nun auch kein Verräther des Vaterlandes."

„Sind Sie bereit, dem Gerichtshofe hier mitzutheilen, wo sich das Ehepaar Dubois jetzt aufhält?" fragte der Präsident.

„Ja, ich bin dazu bereit," antwortete Trudaine, „doch zunächst erlauben Sie mir ein Wort über meine Schwester zu sagen, die mit mir hier vor Ihnen steht."

Seine Stimme zitterte, als er bemerkte, wie Rosa ihre

Augen zu ihm erhob. „Ich bitte das Tribunal meine Schwester von Allem frei zu sprechen, woraus mir ein Verbrechen gemacht wird. Sie konnte mir in nichts beistehen, noch stand sie mir bei. Ist Jemand zu tadeln, so kann ich es nur allein sein.“

Er wurde plötzlich verwirrt und hielt ein, denn Rosa wisperte ihm zu: „Nein, mein Louis, kein Opfer!“ Dann machte sie sich von ihm los und richtete sich auf, kräftig, kühn, das Auge auf die Richter geheftet.

„Still! still!“ tönte es durch den Saal, „sie will sprechen!“

Und sie sprach mit ihrer schönen silberhellen Stimme: „Mein Herr Präsident.“ Ein verwirrtes Murmeln lief durch die Versammlung:

„Sie ist eine Aristokratin! Eine Aristokratin!“ hörte man die Weiber murren.

„Bürger-Präsident,“ rief ihr Bruder. „Meine Schwester ist verwirrt, sie kann nicht sprechen. Ich flehe das Tribunal an, kein Gewicht auf das zu legen, was meine Schwester aussagen wird. Die Angst dieser Tage hat ihren Geist verwirrt gemacht. Sie ist nicht ver=

antwortlich für ihre Worte. Ich erkläre dies feierlich vor den Anwesenden."

„Sie soll sprechen! Sie muß sprechen!" riefen die Weiber auf der Tribüne.

„Ruhig, Ihr Weiber hier!" rief der Mann mit dem Knüttel. „Der Herr Präsident hat das Wort."

„Der Angeklagte hat das Wort," erklärte der Präsident; „wünscht die weibliche Angeklagte zu sprechen, so wird ihr später das Wort ertheilt werden. Nun fahren Sie fort mit Ihrem Bekenntniß, Gefangener Trudaine," sagte der Präsident, „aber sprechen Sie nur von sich, nicht mehr von Ihrer Schwester. Sprechen Sie zunächst über Dubois, doch fassen Sie sich kurz!"

„Ich bin bereit," entgegnete Trudaine. „Der Bürger Dubois ist ein Diener. Die Bürgerin Dubois ist die Mutter von dem Manne, der mich hier anklagte, die Mutter des Oberaufsehers der Geheimen Polizei, die Mutter Danville's!"

Ein lautes Murmeln von mehr als hundert Stimmen ließ sich hören. Daß Trudaine die Wahrheit gesagt, ließ sich nicht einen Augenblick bezweifeln, denn

der Mann, der so theilnahmlos und sorglos hinter dem Sessel des Präsidenten gesessen hatte, war plötzlich ohnmächtig geworden und man rief: „Macht Platz! Der Ober-Aufseher Danville ist krank geworden!"

Die unbeschreibliche Scene, welche sich vor dem Tribunale abspielte, veranlaßte den Präsidenten, die Aussagen Trudaine's so lange aufzuheben, bis Bürger Danville durch die frische Luft gestärkt, in die man ihn hinaus begleitet hatte, zurückgekehrt sei. Dann befahl er, daß Rosa jetzt sprechen möge.

„Der Hof wünscht Ihre Aussagen zu hören, Rosa Danville," hob der Präsident wieder an.

Obgleich bleich wie der Tod und mit zitternder Stimme begann die junge Frau:

„Ich werde dem Beispiele meines Bruders folgen und mein Geständniß so offen ablegen, wie er das seinige ablegte. Ich wünsche keine Rettung, wenn für ihn keine zu erwarten ist. Wohin er geht, wenn er diese Stelle hinterläßt, dahin werde ich ihm folgen; was er leidet, will ich erleiden; stirbt er, so wird Gott mir verzeiheu, wenn ich muthig mit ihm sterbe."

Sie hielt einen Augenblick im Sprechen ein und wandte sich halb zu ihrem Bruder, dann fuhr sie fort: „Er theilte mir eines Tages mit, daß er die Mutter meines Mannes als arme Frau verkleidet, in Paris gesehen habe. Wir glaubten, sie habe Paris lange verlassen und zwar schon früher, bevor wir hierher kamen. Sie erzählte jedoch meinem Gatten, daß sie mit der Hilfe eines treuen Dieners nur bis Marseilles gekommen sei; als sich ihr dann Hindernisse in den Weg gestellt hätten, sei sie hierher zurückgekehrt, dieses Hinderniß als eine Warnung des Himmels betrachtend, daß sie ihren Sohn nicht verlassen möge und so nahm sie den Namen ihres Dieners an, und lebte hier in strengster Zurückgezogenheit, ohne daß ihr Sohn von ihrem Aufenthalte Kenntniß hatte. Mein Bruder warnte sie, aber sie hörte nicht auf ihn. Ich bat, daß mein Bruder sie noch einmal auf das Gefährliche ihrer Lage aufmerksam machen möchte. Ich hoffte mir dadurch meines Mannes Liebe wieder zu erobern, und gleichzeitig meinen Mann und meinen Bruder zu versöhnen, wenn letzterer die Mutter aus Paris zu gehen bereden könnte.

„Mein Bruder hat Alles für mich und mein Interesse gewagt, gönnen Sie mir nun auch, daß ich wenigstens seine Strafe theilen darf," schloß die junge Frau mit thränenden Augen.

Das Publikum hatte Rosa schweigend zugehört und schwieg auch noch still als sie geendigt hatte.

Der Präsident sah seine Collegen an und schüttelte dann sein Haupt nachdenklich.

„Die Aussage der weiblichen Gefangenen vervollständigt die Angelegenheit sehr ernst," sagte der Präsident.

„Ist Jemand hier anwesend, der zu sagen weiß, wo die Mutter des Ober-Aufsehers Danville und ihr Diener jetzt verweilen?" fragte er.

Lomaque trat zu dem Präsidententisch und sagte: „Ich habe einen Bericht erhalten, wo die Mutter des Ober-Aufsehers Danville und ihr Diener jetzt verweilen."

„Wo sind sie?" fragte der Präsident.

„Sie und ihr Diener sind bei Cöln gesehen worden, aber seitdem sie in Deutschland sind, ist es unmöglich ihnen weiter nachzuforschen."

„Wissen Sie etwas Näheres über die Aufführung des alten Dieners während seiner Anwesenheit hier?“ fragte der Präsident.

„Ja, er war kein Mensch, der verdächtig erschien. Er scheint seine Anhänglichkeit und Arbeit nur der einen Person, der er diente, zu widmen.“

„Haben Sie Grund anzunehmen, daß Bürger Danville Mitwisser der Abreise seiner Mutter von Paris ist?“

„Das weiß ich nicht! Aber es kann ermittelt werden, wenn ich Zeit erhalte, mich mit Persönlichkeiten in Lyon und Marseilles darüber zu verständigen.“

In diesem Augenblick kam Danville ins Zimmer zurück und schritt auf den Tisch zu. Chef und Ober-Aufseher blickten sich einen Moment fest einander an.

„Er hat seine Geistesgegenwart wieder gefunden, die bei der Aussage Trudaine's von ihm gewichen war,“ sagte Lomaque zu sich selbst.

„Bürger-Präsident,“ fragte Danville, „ich erlaube mir die Frage, ob Jemand während meiner Abwesenheit meine Ehre anzugreifen wagte?“

Er sprach vollkommen ruhig, wagte aber Niemand anzusehen, sondern blickte auf die grüne Tischdecke vor sich hin.

„Die weibliche Gefangene hat Geständnisse gemacht, die sich hauptsächlich auf ihren Bruder und sie selbst beziehen," antwortete der Präsident, „hat aber auch zufällig erwähnt, daß Ihre Mutter, gegen das Gesetz der Republik, aus Frankreich ausgewandert ist. Dieser Theil der Aussage dürfte Sie nun auch wohl ernst verdächtigen."

„Sie sollen mich nicht länger verdächtigen, und auf meine eigene Gefahr bekenne ich, daß ich es gewußt habe, als meine Mutter Paris zum ersten Male verließ." Diese Worte begleitete Danville mit theatralischen Geberden seiner Arme.

Zischen und Geschrei aus der Menge folgte diesem Geständniß. Erst blickte er verwirrt um sich, dann aber sagte er: „Bürger, Ihr habt das Geständniß meines Fehlers vernommen, jetzt hört aber auch von dem Opfer, welches ich dafür auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt habe."

Er wartete mit der weiteren Aussage bis der Secretair des Tribunals seine Worte niedergeschrieben hatte.

„Schreiben Sie sorgfältig jedes meiner Worte auf, Bürger,“ fuhr er fort; „denn Leben und Tod hängt an meiner Aussage.“

Der Secretair nickte, daß er zum Schreiben bereit sei, tauchte seine Feder ein und wartete.

„In dieser Zeit des Ruhmes und der Prüfungen für Frankreich,“ hob Danville feierlich an, „hat fast jeder gute Bürger sein Privatwohl und seine Familieninteressen, denen des Vaterlandes untergeordnet.

„Bei dem ersten Versuche den meine Mutter, Frankreich zu verlassen, machte, brachte ich dem Vaterlande das herrische Opfer, welches der wahre Patriotismus erfordert. Meine Lage war noch fürchterlicher, als die des Brutus, der seinen eigenen Sohn aus Vaterlandsliebe verurtheilte. — Ich hatte nicht die Kraft und den Muth des alten Römers, um ein Gleiches zu thun. Ich fehlte, Bürger, fehlte wie Coriolan, als dessen erhabene Mutter ihn um die Errettung Rom's anflehte. Dafür hätte ich verdient, daß die Commune mich von

sich ausgestoßen hätte, aber ich entschlüpfte dieser Strafe, und, um zu sühnen, worin ich gefehlt, bot ich dem Vaterlande meine Dienste an. So verging einige Zeit, und meine Mutter machte zum zweiten Male einen Versuch, sich aus Frankreich zu entfernen, und zum zweiten Male kam meine Bürgertugend in Versuchung. Aber wie befreite ich mich von meiner Schwäche? — Bürger, seht, dort steht der Verräther! Der Vaterlandsfeind, den ich selbst dem Tribunal anzeigte, weil er es war, der meiner Mutter zur Flucht verhelfen wollte!" Mit diesen Worten zeigte er auf Trudaine, „so wusch ich mich rein von allen Sünden gegen Frankreich! Hier stehe ich nun, der patriotische Sohn, der die Mutter aufgab um des Vaterlandes willen." Mit diesen Worten schlug sich Danville vor die Brust und blickte sich nach Beifall um. —

Der Präsident warf die Frage auf: „Wußten Sie zu der Zeit als Sie Trudaine anzeigten, daß er sich mit der Flucht Ihrer Mutter beschäftige?"

„Ja!" entgegnete Danville.

Die Feder des Präsidenten fiel aus seiner Hand; die andern Beamten blickten düster schweigend vor sich nieder.

Man hörte die Worte: „Ungeheuer! Ungeheuer!“ sich von Mund zu Mund verbreiten. Die Mütter, welche sich im Auditorium befanden, schienen am meisten durch den kecken Sprecher vor den Schranken verletzt. —

Lomaque's Antlitz war bei Danville's Aussagen todtenbleich geworden und der alte Mann murmelte still vor sich hin: „Jetzt sind sie verloren!“

Rosa's Gesicht lehnte sich wieder gegen die Schulter ihres Bruders und an den Arm, den er, um sie zu stützen, um sie gelegt hatte. Eine der weiblichen Gefangenen versuchte Rosa ebenfalls zu ermuthigen; die Aussagen ihres Mannes schienen ihr Herz brechen zu wollen. Endlich flüsterte sie ihrem Bruder zu: „Louis, ich bin zum Sterben bereit, denn ich kann nicht länger mit dem Gefühle leben, daß ich jenen Mann einst heiß geliebt habe!“

Dann schloß sie ihre Augen, als wollte sie sich der Gegenwart entziehen; sie sprach nicht weiter.

„Noch eine andere Frage,“ sagte der Präsident, „wußten Sie, daß Ihre Frau von der Verrätherei ihres Bruders Kenntniß hatte?“

Danville überlegte einige Augenblicke, dann sagte er: „Ich wußte nichts davon; denn ich war nicht in Paris anwesend, als meine Frau denuncirt wurde.“

Selbstsüchtig und klug sprach er nun so leise, daß das gespannt lauschende Publikum, welches seine früheren Aussagen so unfreundlich aufgenommen hatte, nichts verstehen konnte. Er beugte sich über den grünen Tisch und drehte dem Publikum den Rücken. Der Präsident richtete sich mit der Frage an die Gefangenen: „Haben Sie Etwas zu den Aussagen des Bürger Danville zu sagen?“

„Er hat sich durch seine Falschheit selbst schon gerichtet,“ sagte Trudaine, „wenn seine Mutter hier erscheinen könnte, so würde sie dies sogleich beweisen können.“

„Können Sie keine andern Beweise bringen?“ fragte der Päsident.

„Ich kann es nicht!“ antwortete Trudaine.

„Bürger und Oberaufseher Danville,“ ließ sich der Präsident vernehmen, „Sie können sich zurückziehen, Sie haben hier nichts mehr zu thun! Ihrer Römertugend

gebührt die Bürgerkrone. — Gehen Sie jetzt, wenn Sie wollen!"

Danville verließ das Haus durch die öffentliche Thür. Die Weiber murrten ihm laut nach; schwiegen aber, als der Präsident zu seinen Collegen gewendet sprach: „Das Urtheil!"

„Das Urtheil!" raunte sich die Menge zu, „still, das Urtheil!"

Nach einer Berathung von wenigen Minuten erhob sich der Präsident und sprach die verhängnißvollen Worte:

„Louis Trudaine und Rosa Danville! Nachdem das Tribunal die Anklage wider Euch gehört und Eure eigenen Aussagen erwogen hat, findet es Euch des Verraths gegen das Vaterland und somit des Todes schuldig!"

Nachdem er dieses Urtheil gesprochen, setzte er sich wieder nieder, bezeichnete die Namen der Verurtheilten in der Liste, und ließ einen andern Gefangenen aufrufen, dem das Publikum auch sogleich seine Aufmerksamkeit schenkte.

Viertes Capitel.

Das Wartezimmer des Tribunal-Gerichts war ein großer Raum, mit gepflastertem Fußboden und Bänke zogen sich längs der Wände hin. Das Fenster war sehr hoch und vergittert. An der Ausgangsthür, welche unmittelbar auf die Straße führte, standen zwei Schildwachen. Als Lomaque aus dem Gerichtssaale kam, fand er den Raum ganz leer von Menschen. Da ihm Einsamkeit jetzt lieb war, blieb er in dem Wartezimmer und ging darin langsam auf und ab.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür des Gerichtssaales wieder, und der bucklige Unterkerkermeister kam heraus mit Trudaine und Rosa.

„Ihr habt hier zu warten," sagte der kleine Mann, „bis die Andern verhört sind, dann führe ich Euch Alle mit einem Male in's Gefängniß zurück!"

Dann erblickte er Lomaque an dem andern Ende des großen Zimmers und rief: „Ach Bürger, sind Sie noch hier? Wenn Sie noch etwas Zeit übrig haben, möchte ich Sie um eine Gefälligkeit ersuchen?"

„Ich habe Zeit," erwiderte Lomaque gleichgültig.

„Gut," entgegnete der Kleine, „ich habe verteufelten Durst und möchte einen Schluck Wein trinken gehen. Möchten Sie wohl die Zwei dort etwas bewachen? „Fort können sie nicht, denn das Fenster ist vergittert, draußen an der Thür ist die Schildwache und drinnen der Gerichtshof. Es ist also Nichts zu wagen, wenn Sie mir helfen wollen."

„Ja, ja, ich werde hier bleiben," entgegnete Lomaque.

„Ich danke," sagte der bucklige Kleine. „Sollte ich gerufen werden, so sagen Sie nur, daß ich auf einige Minuten hinausgehen mußte." Mit diesen Worten humpelte er fort.

Kaum war der Kerkermeister hinaus, so ergriff Trudaine den Arm Lomaque's und flüsterte: „Um Gotteswillen, rettet sie! Hier ist Gelegenheit dazu, rettet sie!“ Sein Gesicht glühte, seine Brust wogte und der Chef-Agent fühlte seinen heißen Athem an seinem eigenen Halse. „Erinnern Sie sich an meinen Vater und retten Sie mir die Schwester! Denken Sie an die Worte, die Sie mir bei dem Verhaften zuflüsterten. Kann ich allein sterben, so will ich meinen männlichen Muth bis zum letzten Augenblick bewahren, ist sie aber an meiner Seite auf dem Wege zum Schaffot, so werde ich den Tod eines Feiglings sterben. Ich habe bisher nur für sie gelebt, laßt mich nun für sie sterben und ich werde glücklich sterben.“ Er konnte nicht weiter sprechen, seine Kraft schien gebrochen; er zeigte nur noch auf die Bank, wo Rosa gesenkten Hauptes saß.

„Draußen sind zwei Wachtposten, das Fenster ist vergittert, Sie sind ohne Waffen, es ist unmöglich von hier zu entkommen,“ antwortete Lomaque.

„Unmöglich!“ wiederholte Trudaine wüthend. „Sie Feigling! Sie Verräther! Können Sie sich ansehen in ihrer

unschuldigen Trübsal und mir dann noch so kühl sagen, Flucht sei hier unmöglich?" Mit diesen Worten erhob er in seiner Wuth und Angst die Hand gegen Lomaque. —

„Sie sind von Sinnen," sagte der Chef der geheimen Polizei, „stören Sie nicht die kostbaren Minuten durch sinnlose Pläne, ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen."

Trudaine ließ seine ausgestreckte Hand sinken und seine Züge veränderten sich vollständig. „Ich höre," sagte er und legte seinen heißen Kopf an die Wand.

Lomaque sprach im Flüstertone: „Ich will Ihnen jetzt eine Mittheilung machen, die Sie aber Ihre Schwester nicht früher wissen lassen dürfen, bis ich Ihnen die Erlaubniß dazu gebe. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf! Wenn Ihre Schwester in dieser Nacht von dem nahen Tode spricht, geben Sie ihr keine Hoffnung, hören Sie; denn es ist möglich, daß ich Sie nicht werde retten können. — Ich schmiede Rettungspläne." — Mit diesen Worten zog er sein Notizbuch hervor und sagte: „Beantworten Sie jetzt, was ich frage: Sie sind Chemiker,

wissen Sie irgend einen Saft, der Geschriebenes von dem Papier zu verlöschen im Stande ist, so schreiben Sie ihn hier auf?“

„Gewiß!“ entgegnete Trudaine, „ist das Alles?“

„Nein,“ sagte Lomaque. „Schreiben Sie jetzt hier den Namen und die Anwendung der Flüssigkeit genau auf.“

Trudaine gehorchte.

„Das ist der erste Schritt,“ sagte Lomaque und steckte das Buch wieder ein.

„Vergessen Sie nicht,“ fügte er hinzu, „daß ich meinen eigenen Kopf in Gefahr bringe, indem ich Sie und Ihre Schwester zu retten suche. Ich werde die Todtenliste verlesen, und da wird es mir möglich sein, den Einen oder den Andern zu retten. Sagen Sie mir noch keinen Dank! Hören Sie nur, denn unsere Zeit ist streng gemessen.

„Der Präsident hat ein Zeichen bei Ihren Namen gemacht, welches Ihr Todesurtheil bedeutet. — Ist die Sitzung vorüber, so wird diese Liste Robespierre zuge-

schickt, der Abschriften davon machen läßt und diese dann seinen Collegen zur Durchsicht vorlegt. Ich bin derjenige Beamte, der zuerst die Copieen dieser Listen zu bearbeiten hat, dann wird das Original mit den Copieen entweder durch Robespierre oder einen seiner Vertrauten geprüft und danach erst nimmt die Original-Liste durch meine Hand ihren Weg in's Gefängniß zurück. — Dann wird sie öffentlich im Gefängniß vorgelesen und dann erst erhält sie der Kerkermeister, der jedesmal des Abends die Thüren außerhalb mit Kreide bezeichnet, hinter denen die Gefangenen sitzen, die am nächsten Morgen sterben müssen. Diese Pflicht hat heute der Unterkerkermeister übernommen, der ein Säufer ist; ich gedenke ihn nun heute so betrunken zn machen, daß ich ihm die Liste mit den Namen derer, die morgen sterben sollen, aus der Tasche nehmen kann, d. h. nachdem sie bereits öffentlich verlesen worden ist, doch — bevor er die Thüren mit Kreide bezeichnet. Ich werde dann Ihren Namen mit der chemischen Flüssigkeit auslöschen und — ist mir dies gelungen, so wird Ihre Kerkerthür unbezeichnet bleiben

und Ihre Namen werden nicht verlesen werden, wenn morgen früh der Henkerskarren kommen wird. Da jeden Tag neue Gefangene vor dem Tribunal erscheinen, so wird sich schon eine Gelegenheit finden, für weitere Rettung in acht oder zehn Tagen."

„Nun!" rief Trudaine schnell aus. —

Lomaque blickte zur Thür des Saales und fuhr in leisestem Tone fort: „In nächster Zeit wird vielleicht Robespierres eigener Kopf gefallen sein! — Frankreich ist der Schreckenszeit müde! Es finden schon geheime Zusammenkünfte in der Nachtzeit statt. Es giebt einen schnellen Wechsel in der Regierung. Robespierre hat es seit Wochen nicht gewagt, vor dem Comité der Convention zu erscheinen. Er hält seine Reden nur vor seinen Freunden im Jakobinerklub. Man spricht von entsetzlichen Entdeckungen durch Carnot und von riesigen Entschlüssen, die Tallien gefaßt haben soll. Die wachsamen Männer unserer Tage sehen, daß die Tage des Schreckens zu Ende gehen.

„Geht Robespierre unter, so sind Sie und Ihre Schwester gerettet. Bleibt er am Ruder, so können Sie

nach der Entdeckung, daß Sie noch leben, auch nur das thun, wozu Sie heute bestimmt sind. — Ich lege meinen Kopf dann auch unter das Beil! — So, das ist Alles, was ich für Sie thun kann!"

Trudaine wollte danken, aber Lomaque gestattete es nicht, denn er sagte, „ich thue es im Andenken an Ihren Vater, im Andenken an die Ereignisse vor fünf Jahren, im Andenken an die Tasse Kaffee, die mir Ihre Schwester warm stellte. Danken Sie mir nicht; ich habe nach einem wechselvollen Leben das Bedürfniß nach einer guten That, außerdem bin ich lebensmüde, habe wenig Freuden erfahren, war ein steter Ball der Launen Anderer. Ich habe nichts von diesen elenden Lebensstunden als Plage und Noth. —

„Ihre Schwester reichte mir freundlich eine Tasse Kaffee, ich bin so artig, ihr ein elendes Leben dafür zu Füßen zu legen, das ist Alles! Es wäre also thöricht, mir dafür zu danken!" —

Dabei schnippte der alte Mann mit den Fingern und stand auf, den buckligen Kerkermeister zu empfangen, der eben mit den Worten eintrat:

„Hat Jemand nach mir gefragt?“

„Nein, keine Seele!“ antwortete Lomaque. „Welche Sorte tranken Sie denn?“

„Na, eine so ziemlich erträgliche, Freund,“ lautete die Antwort.

„Ah, ich werde Ihnen heute noch ein besonderes Weinchen vorsetzen,“ sagte Lomaque, „denn ich komme noch nach Sankt Lazarus. Ich werde dann nach Ihnen fragen,“ mit diesen Worten ging er fort.

Rosa saß still auf der Bank, sie sah weder ihren Bruder an, noch kümmerte sie sich um die Dinge um sie her. Sie war vollkommen gleichgültig gegen Alles.

Als ihr Bruder sich zu ihr setzte, nahm sie seine Hand und sagte freundlich: „Louis, laß uns recht beisammen bleiben, bis die Stunde kommt. Ich bin nicht furchtsam, denn ich habe nur Dich, der mir das Leben lieb macht und Du sollst ja auch sterben! — Erinnerst Du Dich, daß ich einst bedauerte, kein Kind zu besitzen? Ich dachte eben daran, wie schrecklich es jetzt wäre, wenn mir dieser Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. Es

ist jetzt ein Segen für mich, daß ich kinderlos bin. Laß uns von alten vergangenen Tagen sprechen, Bruder, nicht von meinem Mann, sondern von der Zeit wo wir noch eng bei einander lebten.“

Fünftes Capitel.

Der Tag schritt vor. Nach und nach kamen die Gefangenen aus dem Saale in das Wartezimmer; um zwei Uhr Mittags war Alles beendet, selbst die Todtenliste gelesen und dem Beamten zur weitern Besorgung übergeben. Der Gefängnißwärter führte seine Truppe nach Sankt-Lazarus zurück.

Der Abend kam. Das Abendessen wurde von den Gefangenen eingenommen und die Todtenliste noch einmal innerhalb des Hofraumes vorgelesen. Die Thüren erhielten wie gewöhnlich die Kreidezeichnung. Louis Trudaine und seine Schwester bewohnten zusammen eine Zelle, es war dies auch eine Vermittelung durch Lomaque's

Schlauheit; beide erwarteten zusammen den grauenvollen Morgen. Rosa's Gedanken waren nur mit dem wahren Tode beschäftigt, ihr Herz schlug so leise, als wenn der Todesengel schon seine Hand nach ihr ausgestreckt hielt. — Still und in sich versunken saß sie mit dem Kopfe an des Bruders Schulter gelehnt, ein Bild des Mitleids und der Ergebung.

Der Morgen kam und die strahlende Sonne tauchte im Osten glühend auf. — Es nahte schon die Stunde, die den Unglücklichen als eine ihrer letzten bezeichnet war. Trudaine lauschte, es nahten sich Schritte seiner Zelle. Der Schlüssel wurde umgedreht und die Thür geöffnet und er stand dem buckligen Kerkermeister und einem andern Beamten gegenüber.

„Siehst Du, da sind sie frisch und gesund in ihrer Zelle, wie ich es sagte und ich wiederhole Dir noch einmal, daß sie nicht mit auf der Todtenliste gestanden haben. Du wirst mich doch nicht meine Pflichten kennen lehren, sieh Du nur danach, die Deinigen zu erfüllen, und betrinke Dich nicht! Ich weiß selbst, was ich zu thun habe," sagte er zu dem Buckligen.

„Sei ruhig! Und laß mich lieber noch einmal auf die Liste sehen," sagte der Andere. Zog dann seinen Collegen von der Zelle fort und sah die Liste noch einmal durch.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich das begreife," sagte der Mann, „mir kommt vor, als hätte ich die Namen gestern unten vorgelesen. Gieb mir eine Priese! Wache ich denn oder schlafe ich noch, oder bin ich schon am Morgen besoffen!"

„Nüchtern!" sagte eine Stimme und stieß den Sprecher an, „denn ich sah Sie gestern Abend in ganz anderer Verfassung!"

„Ah, Sie sind es, Bürger Lomaque! Denken Sie nur, mir kommt vor, als hätte ich gestern hier die Namen der beiden Gefangenen auf der Todtenliste selbst gelesen und jetzt finde ich sie nicht mehr darauf. Was sagen Sie dazu?"

„Ja," sagte der andere Beamte, „denken Sie nur, Bürger, da er selbst betrunken war, ließ er mich die Thüren bezeichnen, die heute unter die Guillotine kommen und da er seine rechte Hand nicht mehr von seiner

linken unterscheiden konnte, ließ er mich eine falsche Thür bezeichnen. — Wäre er nicht ein so guter Kerl, so zeigte ich ihn an."

„Sie haben ganz Recht," sagte Lomaque, „er ist zwar gut, aber er hätte Sie auch nicht in solche Verlegenheit bringen sollen. — Sie können die Namen nicht in der Liste gelesen haben, weil sie eben nicht darauf gestanden haben! Doch machen Sie nicht so viel Lärm um solche Dinge. Heute zu Tage dürfen keine Zweifel im Dienste laut werden. Vernichten Sie lieber die Liste."

„Lassen Sie mich doch sehen," sagte Lomaque, „sind denn das wirklich die Gefangenen, bei denen ich im Wartezimmer blieb?" Der Kerkermeister schloß die Zelle noch einmal auf und Lomaque sah die Geschwister vor sich. Er wisperte schnell: „Die Vorsicht hat gewirkt! Sie sind für einige Tage gerettet." Der Kerkermeister war nämlich nach einigen andern Thüren gegangen. „Danville ist gestern Abend auf ausdrücklichen Befehl Robespierres verhaftet. Er sitzt im Temple. Still! Der Kerkermeister kommt. Hoffen Sie! Doch nur von

dem Wechsel der Politik. Theilen Sie Ihrer Schwester nur das Alles mit; trösten Sie sich jedoch nur mit dem Gedanken, daß die Rettung für einige Tage gesichert ist."

„Und morgen?" fragte Trudaine.

„Denken Sie nur an heute, und lassen Sie den Morgen für den Morgen sorgen!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Collins, Wilkie,

In der Dämmerstunde

Bd.: 1

Berlin 1874